Die Kinder der Arbeit.

Zweiter Band.

Die Kinder der Arbeit.

Roman

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen.

Zweiter Band.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Wochen vergingen, ohne daß Richard und Gerda merkten, wie die Zeit mit ihnen und vielleicht mit ihrem Glücke entfloh.

Zuweilen konnten sie Tage lang kein Wort mit einander wechseln, aber sie sahen sich und tauschten lächelnde Blicke.

Wenn Milly oder ihre Schwägerin abwesend waren, genossen Richard und Gerda glückliche Stunden. Sie bauten dann Luftschlösser, wie tausend Liebende vor ihnen gethan und tausend Liebende nach ihnen thun werden.

Eines Tages, als Gerda allein auf Lislehill war, und Richard nach gethaner Arbeit sie aufsuchte, lenkte sich das Gespräch auf die Vergangenheit und Alles, was sich während der acht Jahre ihrer Trennung ereignet.

Gerda hatte nicht viel zu erzählen, weil ihr Leben nur einförmig verflossen.

Sie wünschte dagegen von Richard zu erfahren, durch welche glückliche Fügung er sich aus einem Färbergesellen zum Ingenieur einer chemischen Fabrik emporgearbeitet.

„Um meinen Lebenslauf bemessen zu können," sagte Richard, „mußt Du ihn von dem Zeitpunkte an hören, wo mein Vater sich zum zweiten Male verheirathete. Beim Tode meiner Mutter hatte mein Vater kein Vermögen, und wir Kinder konnten also kein mütterliches Erbtheil empfangen. Ein Jahr darauf verheirathete sich mein Vater mit Antonie Hjort, der Tochter eines reichen Bergwerksbesitzers. Durch eine bedeutende Mitgift konnte er seine finanziellen Verhältnisse wieder ordnen, die durch Wucherer sehr verwickelt worden waren.

„Die Hochzeit fand auf dem Herrn Hjort gehörenden Gute Woxnäs, statt. Ich war damals Lehrling in einer Apotheke. Im November, das heißt einen Monat nach der Trauung, führte mein Vater seine junge Frau heim und nahm mich aus der Apotheke fort.

„Eines Abends, und ich werde nie den Augenblick vergessen, stellte mich mein Vater meiner Stiefmutter

vor. Ich war damals vierzehn Jahre alt, und an Verstand, Herz und Gefühl früh gereift.

„Meine Stiefmutter saß auf dem Sopha und es schien, als wenn der schwache Schimmer der Lampe sich nur auf dem Gesichte der jungen Frau concentrirte, das einen wunderbar schönen Ausdruck und eine ideale Schönheit hatte.

„Ich konnte meinen Vater kaum bis zum Tische begleiten, so aufgeregt war ich.

„Antonie, hier ist Richard," sagte mein Vater. Sie richtete auf mich ein Paar dunkelbraune Augen, welche in mildem Glanze leuchteten und so viel Herzensgüte ausstrahlten, als wenn die Seele eines Engels sich in ihnen abspiegelte.

„Sie reichte mir freundlich die Hand und in einem Augenblick hatte sie meine ganze Seele eingenommen. Ich küßte ihre kleine Hand und fühlte mein eigenes Herz schlagen. Mit schlichten freundlichen Worten hieß sie mich willkommen und versicherte, daß sie mir den Verlust meiner Mutter, so viel es in ihren Kräften stände, ersetzen wolle.

„Und sie, noch jung, zart und schüchtern, als wenn sie eben der Kindheit entwachsen, sprach diese mütterlichen Worte zu mir, der ich in bitterer Stimmung

meiner getrübten Seele schon alt geworden war. Ihre Worte übten einen noch tieferen Eindruck, als ihre Schönheit.

„Mir schien es, als ich ihre Hand an meine Lippen drückte, daß diese Berührung meine Seele wieder läuterte, und bei dem Gedanken, daß dieses junge einnehmende Wesen meines Vaters Gattin sei, traten mir Thränen in die Augen. Welches Leben harrte ihrer? Welche bittere Leiden würde er ihr nicht verursachen?

„Ach, ich ahnte damals nicht, wie kurz ihre Lebensbahn sein würde.

„Der erste Eindruck, den Antonie auf mich machte, wurde durch die nähere Bekanntschaft nicht abgeschwächt. Nur lieben und bewundern konnte man dieses Wesen, dessen Herzensgüte so groß war, daß sie über ihre ganze Umgebung eine belebende Wärme verbreitete. Bitterkeit in Gedanken und Gefühlen und unedle oder niedrige Begierden wurden durch ihre Nähe niedergedrückt. Wenn man ihr in das sternenklare Auge blickte, so hatte man keinen anderen Wunsch, als ihrer hohen Seele nachzustreben. Das Zusammensein mit meiner guten zartfühlenden Stiefmutter, während dieser entscheidenden Lebensperiode, war von gro-

ßem Einfluß auf die Entwickelung meines Charakters. Durch sie wurden meine edleren Regungen gerettet.

„Während des ersten Jahres lernte ich mit vielem Fleiße, von Antonie dazu ermuntert.

„Im fünfzehnten Jahre wurde ich confirmirt.

„Antonie wollte meinen Vater überreden, mich studiren zu lassen, aber all' ihr Bemühen scheiterte an seinem unerbittlichen Charakter.

„Eines Tages rief mein Vater mich auf sein Zimmer. Er hatte bestimmt, daß ich Färber werden sollte. Also Handwerker!

„Von dem darauf folgenden Auftritt zwischen mir und meinem Vater will ich nicht erzählen. In meiner Erbitterung konnte ich mich nicht beherrschen. Alle Vorstellungen Antonien's über die Pflichten eines Sohnes vergaß ich, und die Worte, welche meinen Lippen entfuhren, waren die Dolmetscher des Schmerzes, der seit dem Tode meiner Mutter meine Seele erfüllte. Deshalb hätte mich mein Vater zur See geschickt, wenn nicht Antonie sich in's Mittel gelegt. Er gab mich darauf zu einem der rohesten Handwerker Namens H—berg in die Lehre.

„Es war ein schwerer Augenblick, wo ich das elterliche Haus verlassen sollte.

„Mein Vater war nicht zu Hause, als ich Antonie Lebewohl sagen wollte. Mit Thränen in den Augen reichte sie mir die Hand und sprach:

„Ich bedaure es innigst, daß ich für Dein Bestes nichts ausrichten konnte. Dieser Augenblick ist mir schwer, und es scheint mir, als wenn es meine Schuld ist, denn ich habe es nicht verstanden, durch meine Worte auf den Verstand und das Herz Deines Vaters einzuwirken."

„Antonie weinte auf's Neue.

„Thränen in solchen Augen. Mir däuchte, ich hätte Alles ertragen können, nur nicht Antonien's Weinen um meinetwegen.

„Ich versuchte Alles, was in meiner Macht stand, um sie zu beruhigen, ich versicherte, daß ich mein Schicksal geduldig ertragen würde, wenn sie darüber nicht trauerte; und endlich verließ ich das väterliche Haus, ohne Bitterkeit und mit dankbarem Herzen, weil sie mir ihre Theilnahme geschenkt.

„Ich will Dich nicht ermüden mit einer Schilderung der Rohheit, welche H—berg sich gegen seine Arbeiter erlaubte, einer Behandlung, die mich zum Aeußersten getrieben haben würde, wenn ich nicht auf Antonie Rücksicht genommen hätte. Dadurch entstand

auch der tiefe Groll gegen meinen Vater, und ich würde ein Egoist geworden sein, der nur auf Rache sinnt, wenn nicht die Bewunderung für Antonie den schlechteren Menschen in mir gelähmt hätte.

„Jeden Sonntag besuchte ich das elterliche Haus. Im Zorn über meinen Vater, wollte ich oftmals ihm sagen, wie schlecht er seine Pflichten gegen mich erfüllt; wenn ich aber Antonie in die milden Augen blickte und sie mit ihrer Hand mir die Stirne streichelte, dann wurde mein Zorn wieder besänftigt.

„Eines Sonnabends — ich war bei Herrn H—berg vier Monate gewesen — hatten wir eine größere Partie Garn gefärbt, welche bei näherer Untersuchung ganz verdorben war. Ueber den Verlust war H—berg sehr empört. Ich war damit beauftragt worden, den Farbestoff abzuwiegen, und somit wurde der Fehler mir aufgebürdet. H—berg war in Begriff, mich zu schlagen, und da ich solchen Schimpf nicht hinnehmen wollte, so entriß ich ihm den Stock, brach denselben in Stücke und warf ihm dieselben vor die Füße. Solches Benehmen von mir, einem funfzehnjährigen Knaben, gegen einen erzürnten rohen Menschen, hatte eine so gründliche Tracht Schläge zur Folge, daß ich auf mein Zimmer gebracht werden mußte.

„Den Sonntag darauf konnte ich den gewöhnlichen Besuch bei meinen Eltern nicht machen. Ich lag an den Schmerzen der Mißhandlung darnieder und grämte mich, daß ich Antonie nicht sehen und sprechen konnte.

„Auch am Montag mußte ich noch das Bett hüten. H—berg, welcher sich wegen der Folgen seiner brutalen Handlungsweise beunruhigte, schickte mir jetzt Alles, was zu meiner Pflege dienen konnte, wogegen er sonst am Sonntage sich gar nicht um mich kümmerte.

„Mein Zimmer lag zur rechten Hand von dem seinigen. Ich war der einzige von den Arbeitern, welcher sein eigenes Zimmer besaß, eine Bevorzugung, welche mein Vater sich ausbedungen.

„Es wurde Abend und die Dämmerung war schon eingetreten, als ich im Nebenzimmer sprechen hörte. Bei einem Laute, den mein Ohr vernahm, sprang ich, trotz meiner Schmerzen, aus dem Bette. Es war mir eine zu liebe Stimme, als daß ich mich hätte täuschen können, und deutlich hörte ich die Worte zu der Haushälterin sagen:

„Ist der junge Schneider unpäßlich? Und das hat man uns nicht gemeldet! Ich fürchtete es schon,

da er gestern nicht nach Hause kam. Seien Sie so gütig, mich zu ihm zu führen!"

„Mit Vergnügen," antwortete die Haushälterin, „aber wenn die Frau Professorin erlauben, so werde ich Ihnen hinsichtlich seines Unwohlseins etwas mittheilen und zugleich bemerken, daß es um einen jungen Mann Sünde ist, so viel ausstehen zu müssen. Er liegt nur in Folge einer Mißhandlung des Herrn H—berg zu Bette.

„Ich hörte einen Ausruf des Schmerzes, der mich schaudern machte. Dann wurde es still. Die Dienerin lief eiligst über den Flur, um Wasser zu holen, da meine Mutter ohnmächtig geworden; die Haushälterin reichte ihr dasselbe, indem sie äußerte: „Wollen Frau Professorin etwas trinken. Ach Gott! hätte ich denken können, daß meine Worte so schlimme Folgen haben würden, so hätte ich geschwiegen und ..."

„Wo ist das Zimmer meines Stiefsohnes?" unterbrach Antonie sie mit zitternder Stimme.

„Im nächsten Augenblicke öffnete sich die Thür. Es näherte sich Jemand meinem Bette. Die Dämmerung verhinderte mich, die Gesichtszüge zu unterscheiden. Aber wozu war es auch nöthig? Ihre Gegenwart vernahm ich durch das Gefühl, welches meine

Seele erfüllte. Antonie neigte sich über mich, und mit ihrer kleinen Hand meine Stirn berührend, flüsterte sie:

„Wie geht es Dir, Richard? Man hat mir gesagt, daß Du mißhandelt worden bist, armes Kind! — O, daß ich Solches nicht habe verhindern können!"

„Sie küßte mir die Stirne und benetzte sie mit ihren Thränen.

„Ich war so heftig erregt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte.

„Im nächsten Augenblicke brachte die Haushälterin Licht herein. Beim Anblick meines geschwollenen Gesichts begann Antonie heftig zu weinen. Es war mir nicht möglich, sie zu beruhigen. Sie klagte sich selber wegen des Geschehenen an und äußerte, sie habe meinen Vater nicht abhalten können, daß er in seinem Zorne mich zu Herrn H—berg geschickt. Sie hätte mich vor dem Zorne meines Vaters warnen und den Auftritt zwischen ihm und mir voraussehen müssen; eine Voraussetzung, die jedoch unmöglich war, weil Niemand ahnen konnte, daß mein Vater mich zu einem Färber schicken würde.

„Antonie war eine jener edlen Seelen, die immer in sich den Fehler einer schlechten Handlung, aber

nicht bei Anderen suchen. Alles, was ich anführte, um ihr zu beweisen, daß sie nicht ein Uebel verhindern konnte, welches nur in meiner und meines Vaters Laune seine Quelle hatte, ging wirkungslos an ihr vorüber. Sie war in ihren eigenen Augen die einzig Strafbare. Endlich fragte sie, ob sie mich in ihrem Wagen mitnehmen könne, denn sonst könnte sie sich nicht beruhigen. Den Zorn meines Vaters voraussehend, wollte ich nicht darauf eingehen, sowie ich auch wegen meiner furchtbaren Schmerzen das Fahren fürchtete.

„Die Haushälterin jedoch entschied die Sache, indem sie es für das Beste hielt, daß die Frau Professorin mich mit sich nehme, wenn es auch mit Schmerzen verbunden wäre. Demnach mußte ich mich ankleiden und wurde dann von meinen Kameraden aus der Färberei in den Wagen gebracht und von Antonie nach meiner elterlichen Wohnung geleitet.

„Mein Vater war nicht zu Hause.

„Ich wurde auf mein Zimmer getragen und dort auf alle erdenkliche Weise gepflegt. Ich war während der Augenblicke, daß Antonie mich pflegte, egoistisch genug, um nur das Gefühl meines inneren Wohlbehagens zu empfinden, und deshalb nicht an die Fol-

gen zu denken, welche Antonien's edle Handlung herbeiführen könnte.

„Am anderen Morgen weckte mich eine Stimme; ich schlug die Augen auf und mein Vater stand vor meinem Bette.

„Wie siehst Du aus!“ äußerte er; „ich kann es mir wohl denken, daß Deine Widerspenstigkeit Dir dieses nette Aeußere verursacht hat. Da Herr H—berg es jedoch mit Dir, dem Sohne eines Professors, etwas zu arg gemacht, so wirst Du ihn verlassen. Für die Zukunft gebe ich Dir den Rath, Dich nicht meinem Willen zu widersetzen, damit Du nicht auf eine noch schlimmere Weise erfährst, daß Du Dich fügen mußt.

„Ohne weiter etwas zu sagen, entfernte er sich. Meine Brust war von Bitterkeit erfüllt, und erst durch Antonien's Eintreten wurde ich wieder besänftigt. Mild und freundlich, wie ein Sonnenstrahl, saß sie den ganzen Vormittag bei mir und unterhielt mich durch Erzählen oder Vorlesen.

„Ich genas bald. Nach Aeußerung der lauschenden Dienerin war mein Vater bei der Nachricht, Antonie hätte mich in ihrem Wagen nach Hause geholt, so aufgebracht worden, daß er sich gegen sie beinahe vergessen. Ihre Milde hatte jedoch alle Excesse ab-

gewandt. Mein stolzer Vater war vollkommen beruhigt, als Antonie erklärte, es sei auch kränkend für sie, wenn der Sohn eines Professors von Herrn H—berg gemißhandelt würde. Diese Worte bewirkten, daß ich zu dem rohen Menschen nicht wieder zurückzugehen brauchte.

„Nach meiner vollständigen Genesung kam ich in eine größere Färberei als Eleve. Meine Stiefmutter bezahlte für mich, und dadurch wurde ich von gröberer Arbeit befreit. In den folgenden zwei Jahren war sie der versöhnende Engel, der alle Auftritte zwischen mir und meinem Vater hinderte und mich mit meinem Schicksale zu versöhnen suchte. Durch ihren Einfluß wurde ich Alles, was ein gutes und liebenswürdiges Weib aus einem Jünglinge, wie ich, machen kann.

„Nach dieser glücklichen Zeit kam die schwerste aller meiner Prüfungen, da Antonie mir durch den Tod entrissen wurde.

„Sie starb in der Blüthe ihres Lebens, in einem Alter von einundzwanzig Jahren. Ihr Tod wirkte wie ein Donnerschlag, durch welchen selbst meines Vaters kaltes Herz getroffen wurde. Ich war wie niedergeschmettert und kam mir wie ein Boot vor, hinausgeworfen auf das wilde Meer, ohne Steuer

oder Steuermann, um es in den Hafen führen zu können. Doch ich hatte mich getäuscht. Als der Engel seine Flügel erhob und dem Erdenleben entfloh, hatte er mir zwei Elemente gelassen, um mich vom Untergange zu retten. Das eine war die Erinnerung an sie, die gleich einem Leitstern mich durch das Leben begleiten sollte; das andere war Edith, welche durch die Erinnerung an all' das Gute, welches Antonie zu meiner höheren Ausbildung bewirkte, den Ausbruch meiner Leidenschaften zurückhielt.

„Zwar war Edith nicht Antonie, und konnte nicht gleich dieser einen poetischen und zauberischen Einfluß auf Geist und Herz üben; allein sie besaß so viele ausgezeichnete Eigenschaften, daß sie eine unschätzbare Freundin werden mußte. Ihr scharfer Verstand, der sich in Bezug auf Recht und Unrecht nie irrte, ihr sicheres Urtheil, ihre Liebe zur Pflicht und ihr Ehrgefühl machten, daß man mit Ehrfurcht ihrem Rathe lauschte und noch mit Sehnsucht ihrer warnenden Stimme gedachte, obgleich man sie nicht mehr vernahm.

„Antonie wurde geliebt und angebetet, Edith bewundert und hochgeachtet. Ich war besonders deshalb Edith vertrauungsvoll ergeben, weil sie und Antonie Kinder derselben Eltern waren.

„Wenn meine Seele das Gleichgewicht verlor, so beherrschte mich Edith durch die Erinnerung an Antonie. Daß ich heute ein Mann bin, welcher seine Ehre über Alles liebt, dafür habe ich zu einem nicht geringen Theile Antonien's Schwester zu danken.

„Als ich Dich, Gerda, zum ersten Mal in Edith's Zimmer sah, schien sich in Deinen Augen Antonien's Seele abzuspiegeln. Aus ihrem hellen milden Auge glänzte immer die Unschuld und Güte eines Kindes. Du warst, so schien es mir, Antonie in einer zweiten Gestalt. Das ist die Ursache, weshalb Dein Anblick einen so lebhaften Eindruck auf mich machte.

„Im neunzehnten Jahre verließ ich Schweden, um als Färbergeselle mich nach Riga zu begeben, und, wie Du Dich gewiß erinnerst, war es im Spätherbst.

„Das Schiff, welches mich von Finnland nach Riga bringen sollte, scheiterte, und nur einer wunderbaren Fügung hatte ich meine Rettung zu verdanken.

„In Riga kam ich krank und von Allem entblößt an.

„Durch einen von meines Vaters alten Freunden, welcher daselbst angesessen war, erhielt ich ärztliche Pflege, und nach meiner Genesung wurde ich in der Färberei angestellt, von welcher ich verschrieben war.

„Mein Plan für die Zukunft war entworfen.

„Entschlossen, nicht Färber zu werden, begann ich Chemie zu studiren, um einst Ingenieur chimique zu werden, wie man in Frankreich und England den praktischen Chemiker nennt. In dieser Eigenschaft müßte ich, wie ich glaubte, leicht ein einträgliches Engagement in einer größeren chemischen Fabrik erhalten.

„Obgleich jung und exaltirt, sah ich ein, daß zur Realisirung dieses Planes viele Anstrengung erforderlich sei, um mir Mittel zu einer Reise nach England, und dort die zu einem geschickten Chemiker nöthigen Kenntnisse zu erwerben.

„In der Färberei in Riga arbeitete ich mit solchem Eifer, daß ich bald als einer der tüchtigsten Arbeiter galt. In den freien Stunden sann ich auf Verschönerung verschiedener Farben und es glückte mir auch, eine ganz neue Farbe, ein lebhaftes Blau für Wollenzeug herzustellen.

„Das war der erste Schritt auf der Bahn, welcher mich zu einer selbstständigen Stellung im Leben führen sollte.

„Ich verkaufte meine Erfindung an die Besitzer einer Färberei in Riga. Nach einem achtmonatlichen

Aufenthalte daselbst und obgleich mir ein doppelt so großer Lohn angeboten wurde, begab ich mich nach England.

„Mit einem Kapital von nur 3000 Francs kam ich in London an, ohne dort einen Bekannten zu haben oder einen Empfehlungsbrief mitzubringen. Aber ich hatte die Hoffnung und den festen Entschluß, mir eine neue Lebensbahn zu brechen. Wenn ich auch Zoll für Zoll mich durchkämpfen müßte; ich wollte vorwärts. Mit diesem Vorsatz trat ich in das unermeßliche London ein, wo so Mancher in Elend untergegangen und aus der Zahl der Lebenden verschwunden, ohne daß er mehr vermißt worden, als das Staubkorn, welches in der Luft verweht.

„Ich war bestürzt, als ich die wogende Menschenmenge auf den Straßen erblickte und jenen rauschenden Lärm vernahm, der von einer größeren Residenz unzertrennlich und in der größten aller Städte Europa's fast betäubend ist.

„Wie unbedeutend ich auch war, so ergriff mich doch, als ich am ersten Abend zur Ruhe ging, ein Gefühl von Erhabenheit, das ich nie vorher empfunden. Ich gedachte dann des kleinen Mädchens in der Habichtsgasse und schlief mit ihrem Bilde vor meiner Seele ein.

„Am Morgen erwachte ich mit neuer Kraft und Geistesstärke. Schon jetzt wollte ich zum Werke schreiten, mir die Adressen der bedeutendsten Färber Englands verschaffen und ihnen meine Erfindung anbieten, um für den Erlös meine chemischen Studien zu beginnen. Nach meiner Berechnung würden zwei Jahre hingehen, ehe ich Ingenieur werden könnte.

„Eines glücklichen Erfolges gewiß, verließ ich meine Wohnung und besuchte die vornehmsten Färber Londons, von denen ich Adressen notirt hatte. Aber ein Tag verging nach dem anderen, ohne daß ich mein Recept zu der neuen Farbe verkaufen konnte. Sie betrachteten meine Probe ohne Interesse und behaupteten, daß schon mehrere Färber ganz dieselbe Farbe benutzten. Es war also keine neue Erfindung.

„Ich bereiste verschiedene Gegenden Englands. Aber vergebens. Die Engländer wollten meine Erfindung, auf welche ich vielen Werth legte, nicht kaufen. Sie betrachteten mich als einen Fremden ohne allen Namen in der Industrie, als einen Abenteurer, der nur die Absicht hat, Geld zu erschwindeln.

„Das Resultat meiner Reise war, daß meine Kasse zusammenschmolz und daß von meinen 3000 Frs. nur wenig übrig blieb.

„Mit dem kleinen Rest entschloß ich mich nun, nach Frankreich zu gehen. Wenn ich auch dort meine Erfindung nicht verkaufen könnte, so wollte ich eine Stelle in einer Färberei annehmen.

„Ich reiste nach Paris. Mit wenigen Sous in der Tasche betrat ich die Hauptstadt Frankreichs. Mein Muth und meine Hoffnung waren jedoch dieselben.

„In Frankreich sollte mir das Glück erblühen; aber auch hier hatte ich Unglück. Nach einem Aufenthalte von einer Woche schien meine Lage sehr bedenklich. Ich hatte keinen einzigen Sou, um meine Schuld für Speise und Logis zu bezahlen und auch keine Aussicht, Geld zu erhalten.

„Eines Abends war ich entschlossen, meine Uhr, ein Geschenk Edith's zu meinem neunzehnten Geburtstag, zu verkaufen. Erst einige Monate über zwanzig Jahre alt, befand ich mich in einem fremden Lande ohne Geld. Darüber war ich ganz rathlos, und Bitterkeit und Schmerz beherrschten mich. Ich hatte gestrebt, frei und unabhängig zu werden, aber es war mir mißglückt. Nun zwang mich die Noth, mich von einem theuren Geschenke zu trennen.

„Während ich so in trübe Gedanken versunken

war, blieb ich vor einem Laden stehen, wo altes Gold und Silber, Uhren, Nippsachen ꝛc. gekauft wurden.

„Zwei Männer der arbeitenden Klasse standen am Eingange und unterhielten sich. Der Eine äußerte:

„Ich mußte das Anerbieten ausschlagen, weil ich schon eine Stelle angenommen habe, aber ich möchte ihm gern einen tüchtigen Arbeiter verschaffen, weil er ein braver und rechtschaffener Mann ist. Hast Du nicht Lust, bei ihm zu arbeiten?"

„Das möchte ich wohl, aber ich habe gestern schon bei Herrn D. angenommen, vor der Küpe*) zu stehen."

„Hm," sagte der, welcher zuerst geredet, „das ist ärgerlich, kennst Du denn keinen anderen geschickten Färbergesellen?"

„Nein, ich kenne keinen."

„Aber ich kenne Jemand, fiel ich ein und trat vor die Sprechenden. Ich bin Färber und suche eine Stelle."

„Der Mann betrachtete mich, als wenn er mich für einen Gentleman hielt und an meiner Angabe zweifelte. Darauf fragte er, ob ich Ausländer sei und Zeugnisse über meine Tüchtigkeit besäße. Ich beant-

*) Der kupferne Kessel, worin die Wolle gefärbt wird.
(Der Uebersetzer.)

wortete seine Fragen bejahend und nach kurzer Unterhaltung gab er mir die Adresse eines Herrn D., mit der Bitte, von Jean' Rodin zu grüßen, der mich zu ihm gewiesen.

„Den Verkauf der Uhr schob ich auf und Tags darauf wurde ich von Herrn D. als Geselle angenommen. Die Färberei war klein und in einer der Vorstädte gelegen. Herr D. arbeitete selbst mit und hatte wenig Arbeit. Als ich eine Woche bei ihm gewesen, belobte er mich sehr und erklärte mir, er hätte nie geglaubt, daß ein Herr mit Glacéhandschuhen ein so tüchtiger Arbeiter sein könne. Nach Verlauf von drei Wochen verdoppelte er meinen Lohn. Ich war, wie er behauptete, geschickter als er selbst, und zwei Monate später hatte er so viel Arbeit, daß er noch zwei Gesellen annehmen mußte. Die Ursache war, daß ich durch meine größeren Kenntnisse in der Chemie lebhaftere und schönere Farben herstellen konnte, als seine nächsten Konkurrenten; besonders war es eine Art Roth, welches sehr schön ausfiel und ihm viele Kunden verschaffte.

„Ich wurde das Glück des unbedeutenden Färbers. Als ich ungefähr ein Jahr bei ihm gearbeitet, erhielt ich von anderen Färbern die vortheilhaftesten

Anerbietungen, schlug sie aber aus, da der Augenblick noch nicht gekommen, um meine Erfindung verkaufen zu können. Dieses glückte mir jetzt.

„Ich hatte in letzterer Zeit bei Herrn D. sehr guten Verdienst und hütete mich vor unnöthigen Ausgaben.

„Der Verkauf des Recepts zu der blauen Farbe brachte mir 20,000 Francs ein. Nun war ich nach meiner Auffassung ein reicher Mann und verließ meine Stelle bei Herrn D., um mich nach London zu begeben.

„Meine blaue Farbe kam in die Mode und es wurde mir leicht, dieselbe auch in England zu verkaufen.

„Darauf widmete ich mich dem Studium der Chemie und wurde nach zwei Jahren chemischer Ingenieur und Disponent einer großen Fabrik.

„Mein Einkommen war sehr einträglich und durch meine Arbeitskraft wurde ich meinen Prinzipalen unentbehrlich. Ich war jetzt 24 Jahre alt und hatte, seitdem ich mein Vaterland verlassen, nur an Arbeit gedacht und statt mich Freuden und Zerstreuungen hinzugeben, mit unermüdlichem Eifer dem mir vorgesteckten Ziele nachgestrebt.

„Für ein Temperament wie das meinige, mußte jedoch einmal die Zeit kommen, wo ich die Freuden des Lebens genießen möchte. Und sie kam, da ich jetzt Mittel genug hatte, um mich zu zerstreun.

„Aus dem Stande eines einfachen Arbeiters war ich in den Kreis gebildeter Männer gekommen, da ich während meiner Studienzeit mit jungen Leuten aus besseren Familien Bekanntschaft gemacht. Ich hatte nun ein Leben voll Genüsse vor mir und warf mich in den Strudel der Freuden, ohne jedoch darüber meine Pflichten zu vergessen. Ich verschwendete Geld gerieth aber nie in Geldverlegenheit.

„Nach einem Jahre machte ich für Rechnung der Fabrik eine Reise nach Deutschland und Frankreich, und verbrauchte auf derselben den größeren Theil meines Einkommens, da ich in meiner Stellung als Disponent einer großen Fabrik beständig mit Millionären in Berührung kam. Es erwachte in mir die brennende Begierde, ein reicher Mann zu werden und dessen Stellung im Leben einzunehmen. Ehrsucht und Verlangen nach der Unabhängigkeit, wie sie der Reichthum gewährt, erfüllte mein Inneres.

„Nach mehrmonatlichen Reisen in Frankreich und Deutschland, kehrte ich nach England zurück und wurde

von den Herren Browson & Co., den Besitzern der Fabrik, auf das Freundlichste empfangen. Zur Feier meiner Rückkehr wurde von James Browson, dem ältesten der Brüder, ein Mittagsmahl veranstaltet.

„Als ich bei Herrn Browson eintrat, wurde ich seiner Frau vorgestellt.

„Frau Browson, die ich früher nie gesehen hatte, war eine Französin und von so blendender Schönheit, daß ich, dadurch überrascht, vor ihr stehen blieb, ohne ein einziges Wort über meine Lippen bringen zu können.

„Margarethe Browson, gewohnt, durch ihre Schönheit Bewunderung zu erregen, merkte wohl den Eindruck, welchen sie auf mich geübt, und lächelte, wie es einer schönen und gefallsüchtigen Französin eigen ist. Sie sagte mir einige verbindliche Worte. Ich hörte sie kaum, aber verstand wohl, daß sie etwas Schmeichelhaftes enthielten. Ganz verwirrt durch das Feuer ihrer schwarzen Augen und das entzückende Lächeln, stammelte ich eine abgeschmackte Artigkeit.

„Beim Mittagsmahle saß ich Margarethe Browson gegenüber und konnte mein Auge nicht von ihr abwenden. Von Zeit zu Zeit sah sie mich an und wenn

unsere Blicke sich begegneten, war ich meiner Sinne kaum mächtig.

„Ich will mich bei dieser Periode meines Lebens nicht weiter aufhalten, da ich mit Mißbilligung an dieselbe zurückdenke.

„Mein Herz hatte, seitdem Antonie todt war, nie ein Weib geliebt, und sie war der Gegenstand meiner Bewunderung gewesen. Ich hatte mich nicht einmal von einer leidenschaftlichen Laune beherrschen lassen und vielleicht deshalb wurde Margarethe so gefährlich.

„Sie gehörte zu jenen Frauen, die niemals ein Herz gewinnen können, aber ein großes Wohlgefallen erwecken. Wochenlang beherrschte mich eine Leidenschaft, die sie in mir erregt hatte.

„Daß sie verheirathet war und keinen Anderen, als ihren Mann lieben durfte, hatte ich nicht erwogen. Ich wünschte, nur dieser Schönen Alles zu werden und sie wußte mein Gefühl so zu lenken, daß ich zwischen Hoffnung und Furcht lebte.

„Eines Tages, als meine unglückliche Leidenschaft den Gipfel erreicht und vollkommen Macht über meine Seele gewonnen hatte, forderte ich Margarethe auf, mir treue Liebe zu geloben oder mich aller Hoffnung zu berauben.

„Beherrscht durch meine leidenschaftliche Sprache erklärte sie, daß sie mich liebe. Ich warf mich vor ihr auf die Kniee und bedeckte ihre Hände mit Küssen. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür und Herr Browson trat ein.“ —

Richard schwieg. Die Erinnerungen, die nun in seiner Seele auftauchten, waren gewiß nicht angenehm.

Gerda erbleichte. Sie empfand ein ihr fremdes Gefühl von Unzufriedenheit und Schmerz. Unbekannt mit der Menschen Herzen, besonders dem des Mannes, konnte sie es nicht fassen, daß man auf verschiedene Weise lieben kann. Sie kannte nur die Liebe, welche sie selbst hegte und darum war es ihr schmerzlich, daß Richard eine Andere geliebt hatte, obgleich er wiederholt erklärt, Gerda sei seine erste Liebe.

Nach einer langen Pause faßte er die Hand des jungen Mädchens, und als ob er gelesen, was in ihrer Seele vorging, sagte er:

„Gerda, Du bist nicht zufrieden und kannst es nicht begreifen, daß Du meine erste Liebe warst, da ich mich von Margarethe Browson hatte bethören lassen. Es ist wahr, Gerda, Du bist das einzige Weib, welches mein Herz besitzt. Ich schäme mich, vor Dir

bekennen zu müssen, daß ich mich von einer unwürdigen Leidenschaft beherrschen ließ; aber ich würde mich noch tiefer erniedrigen, wenn ich vor Dir nicht aufrichtig meine Schwäche bekannt hätte; eine Schwäche, der ich mich stets mit Mißbilligung erinnere. Sprich, Gerda, daß Du mich nicht mißverstehst und mir diese Thorheit verzeihst, welche mich Deiner Liebe hätte unwürdig machen können, wenn das Schicksal es nicht anders gefügt. — Nun, Geliebte, willst Du mir das Geschehene verzeihen?"

„Richard, ich kann das Vergangene nicht fassen, aber dennoch muß ich Dir verzeihen, weil ich Dich mehr als meinen eigenen Frieden liebe."

Gerda hatte ihre Hand in Richard's gelegt und sah auf ihn mit einem milden, wenngleich trüben Blicke. Sie dachte:

„Eines Tages wird er vielleicht auch seine Liebe zu mir eine Thorheit nennen."

Dieses schnitt Gerda durch's Herz und preßte ihr Thränen in's Auge, welche sie jedoch zurückhielt.

Richard küßte ihre Hand und setzte die unterbrochene Erzählung wieder fort:

„Ich will die Scene, welche darauf folgte, nicht schildern," sagte er. „Herr Browson liebte seine

Frau wie ein Engländer, wenn er mit ganzer Seele liebt. Sein Zorn, als er mich zu ihren Füßen erblickte, kannte keine Grenzen.

„Ich fühlte in seiner Gegenwart meine ganze Schuld und hielt es für meine Pflicht, Margarethe in ein vollkommen schuldloses Licht zu stellen. Als er, in seinem Zorn etwas besänftigt, meine Worte anhören konnte, stellte ich mich als den allein Schuldigen hin und sagte, daß ich Frau Browson gezwungen, mich anzuhören, und, bei seinem Eintreten sie wegen meiner Kühnheit um Verzeihung gebeten hätte. Ich erklärte mich schließlich bereit, ihm alle Satisfaction zu geben da ich auf seine Frau unverdient einen Schatten geworfen. Nach dieser Erklärung begab ich mich nach Hause, und erwartete, was weiter geschehen würde.

„Mir selbst überlassen, dachte ich über das Geschehene nach und empfand eine tiefe Verachtung über mein Betragen. Es war mir, als wenn ich Antonien's Blicke auf mich gezogen und sie mir wegen meiner thörichten Neigung für Margarethe Vorwürfe machte. Es giebt wohl keinen größeren Schmerz, als wenn unsere besseren Gefühle uns wegen Handlungen anklagen, die mit Pflicht und Gewissen im Widerspruch stehen.

„Ein paar Stunden verflossen. Endlich trat Herr Browson zu mir ein. Er war jetzt so ruhig und kaltblütig, wie er einige Stunden vorher heftig und aufbrausend gewesen, erklärte, daß er sich mit mir schlagen wolle, und bat mich höflich, mir einen Sekundanten zu wählen, und, als der Geforderte, die Waffe und den Kampfplatz zu bestimmen. Die Ursache des Duells sollte eine Sache zwischen uns bleiben; aber der Schimpf sei derart, daß er nur mit Blut abgewaschen werden könnte.

„Als er fort war, schrieb ich an ihn und erklärte mich zum Duell bereit, aber gab ihm zu bedenken, ob ich mein Vergehen nicht vollständig sühnen könnte, wenn ich England verließe und, so lange er am Leben wäre, nicht wieder zurückkehrte. Ich gestand, daß ich ihn tief verletzt und mein Recht verwirkt hätte, aber ich bat ihn, zu erwägen, was die Welt zu einem Duell zwischen uns sagen würde und daß man bei der natürlichen Frage nach der Ursache zu scandalösen Bemerkungen veranlaßt werden könnte. — Mein Schreiben war ruhig und ernst.

Am folgenden Morgen erhielt ich eine Antwort. Diese lautete:

„Reisen Sie und kommen Sie nie nach England zurück, so lange James Browson lebt!“

„Drei Tage danach war ich auf dem Wege nach Frankreich, um dort zum zweiten Male meine Existenz zu begründen.

„Ich hatte die schmerzliche Erfahrung gemacht, wohin eine Thorheit führen kann, wenn man sich von ihr beherrschen läßt.

„Während meiner Reisen für die Browson'sche Fabrik war ich mit ausgezeichneten Chemikern und Fabrikanten Frankreich's in Berührung gekommen, und deshalb wurde es mir nicht schwer, eine Stelle zu erhalten, obgleich mit geringerem Einkommen, als ich in England gehabt.

„Nach einem einjährigen Aufenthalte in Paris las ich eines Tages in einer englischen Zeitung, daß Herr James Browson in Folge eines Duells mit einem Herrn X. gestorben sei.

„Ich hatte also das Recht, nach England zurückzukehren, welches für mich das rechte Land war, um Carrière zu machen.

Kurz vorher erhielt ich von Smith & Sohn einen Brief mit dem vortheilhaften Anerbieten, daß ich Director ihrer großen chemischen Fabrik werden und nach

einem Jahre als Compagnon mit in die Firma eintreten könnte. Ich nahm dieses Anerbieten an, da Browson's Tod mich meines Versprechens entband.

„Als ich bei meiner Ankunft in Havre in einem Hotel einkehrte, traf ich eine schwarzgekleidete Dame, welche sich vor der Thüre mit einem Herrn unterhielt. In dieser Dame erkannte ich Margarethe wieder. Ihr Gesicht bedeckte sich mit einer duuklen Röthe, als ich vorübereilend sie begrüßte.

„Man gab mir ein Zimmer im zweiten Stock, wo ich bis zum folgenden Tage bleiben mußte. Nach einigen Minuten hörte ich im Nebenzimmer Stimmen, welche meine Aufmerksamkeit erregten.

„Wer war der junge Mann, der Dich grüßte?" fragte eine rauhe Stimme.

„Der Ingenieur Schneider", lautete die Antwort, und diese Stimme kannte ich wohl.

„Der Chemiker, der die blaue und die nun so moderne rothe Farbe erfunden und, wenn ich mich nicht irre, vor einem halben Jahre Disponent der James Browson'schen Fabrik war?"

„Ja", war die Antwort, und der Ton derselben gab zu erkennen, daß Margarethe die Unterredung nicht weiter fortzusetzen wünsche.

„Man behauptete, daß Du in ihn verliebt gewesen. Ein schlechter Geschmack, meine Freundin, und ein sprechender Beweis, daß eine Französin von dem Unterschiede zwischen einem Arbeiter und einem Gentleman durchaus keinen Begriff hat. Wie ist es möglich, daß man für einen ehemaligen Färbergesellen Zuneigung haben kann. Wenn er auch ein noch so schöner Mann und geschickter Chemiker wäre, so ist er doch ein Sclave, welcher für Lohn sein Leben zum Nutzen Anderer aufreibt. Er ist kein freier Mann und wird stets seine Tüchtigkeit dem Meistbietenden verkaufen. Er kann wohl Zutritt zu einigen reichen Fabrikanten erhalten, aber dieses geschieht nur, weil sie seine Kenntnisse ausbeuten und ihm deshalb Artigkeit erweisen müssen. Jeder Gentleman wird eine Bekanntschaft mit einem Menschen, der streng genommen nichts besitzt und nichts ist, zu vermeiden suchen."

„Schelle nach dem Kellner, und verschone mich mit weiteren Gesprächen über Schneider", sagte Margarethe, „ich versichere Dir, daß es mich nicht interessirt, ob er Etwas ist, oder Etwas besitzt."

„Diese Unterhaltung dämpfte mein heftiges Verlangen nach Reichthum und einer vollkommen selbst-

ständigen Existenz, welches bisher meine ganze Seele erfüllt hatte. Mit Schmerz gestand ich mir, daß jener Mann Recht hatte und ich, bis ich mich unabhängig gemacht, so lange ein Sclave wäre, der seine Kräfte zum Vortheil Anderer opferte. Ich mußte reich und unabhängig werden, und zwar durch meine eigene Kraft.

„Den Tag darauf verließ ich Havre.

„Im Hôtel erfuhr ich, daß Frau Browson im Begriff wäre, sich zum zweiten Mal mit einem Edelmanne zu verheirathen, der Geld bedürfe, um standesgemäß leben zu können. Beide befanden sich nun auf einem Ausfluge nach dem Continent.

„In London mußte ich mich in Folge einer Krankheit eine Zeit lang aufhalten. Ich hatte das Unglück, mir ein Bein zu verletzen, und mußte daher von einem Arzte behandelt werden. Als ich endlich wieder hergestellt, war meine Kasse beinahe erschöpft. Ich besuchte nun die Herren Smith & Sohn, um das mir angebotene Engagement, welches so viele Vortheile für die Zukunft versprach, anzunehmen.

„Bei meiner Ankunft auf Lislehill traf ich mit Dir zusammen. Die Erinnerung an die kleine Gerda war mir beinahe aus dem Gedächtniß entschwunden,

und wäre nicht aufgetaucht, wenn Du mich nicht daran erinnert hättest. Als ich eine Zeit lang in Deiner Nähe gewesen, erkannte ich die Gefahr, die damit verknüpft war, Dich täglich zu sehen. Ich wollte mein Herz nicht an ein Weib fesseln und beschloß deshalb, Deine Nähe zu meiden. Die Liebe ist gewöhnlich eine Feindin der Unabhängigkeit und sehr oft die Kette, die uns an Abhängigkeit schmiedet. So dachte ich damals, aber jetzt denke ich nicht so."

Richard schloß Gerda's Hand in die seinige.

„Nun," fuhr er fort, „soll die Liebe zu Dir die Triebkraft werden, welche mich zu Selbstständigkeit und zu Vermögen führt. Du bist der Lohn meines Strebens, das Ziel meiner Wünsche und die Seligkeit, nach welcher mein Herz dürstet. — Als ein freier und unabhängiger Mann werde ich Dich zum Altar führen."

„Ja, im Fall Du mich dann noch liebst," flüsterte Gerda. „Die Zeit wird vielleicht Dein Gefühl ändern, und Dein Glück kann einen anderen Namen als Gerda erhalten."

„Niemals!" rief Richard aus. „Ich kann aufhören zu leben, aber ich kann nicht aufhören Dich zu lieben. Noch jenseit des Grabes wird meine Liebe

dieselbe bleiben, sofern Dein Herz mir gehört, und die Treue nicht bricht."

„Nein, Richard, Dir wird es treu bleiben. Dir und keinem Anderen wird Gerda gehören."

Richard drückte einen Kuß auf die Purpurlippen Gerda's und schien in diesem Augenblicke Herr seines Glückes und seiner Zukunft zu sein.

Der Strom der Zeit floß ruhig in seinem Bette, und der Frühling mit seiner Pracht näherte sich.

Herr Strömberg schrieb, daß er bald nach England kommen werde, um seine Tochter abzuholen.

Diese Nachricht war eine trübe Wolke für den Himmel der Liebenden, denn sie enthielt zugleich eine Trennung, und vielleicht eine sehr lange.

Als Gerda und Richard ihren schmerzlichen Gefühlen Luft gemacht, sprach Richard über den etwaigen Gang der Ereignisse.

Nach seiner Berechnung mußte er nach zwei Jahren so viel Geld erworben haben, daß er ohne Sorge für die Zukunft sich verheirathen und Gerda vor Gott und Menschen die Seine nennen könne.

Kurze Zeit, nachdem der erwähnte Brief Strömberg's eingetroffen war, saß Gerda spät Abends vor

dem geöffneten Fenster ihres Zimmers, und blickte träumerisch in den klaren Frühlingsabend, ohne ihre Gedanken auf etwas Bestimmtes zu lenken.

Plötzlich wurde sie aus ihrem Träumen durch Stimmen geweckt, welche im Parke in einer für Gerda theuren Sprache, der Schwedischen, redeten. Die eine äußerte:

„Also haftet nicht der geringste Verdacht an mir?"

„Nicht der geringste. Man hält es für entschieden, daß der Seemann der Schuldige ist."

„Wurde er des Mordes überwiesen?"

„Nein; er leugnete natürlich und konnte, da keine Beweise vorlagen, weder wegen des Mordes noch des Diebstahls verurtheilt werden."

„Also wäre Alles nach Wunsch gegangen."

„Still, sprich nicht so laut, hier giebt es noch mehr Schweden, als wir Beide."

Die Redenden entfernten sich.

Gerda wunderte sich, wer die Sprechenden sein möchten. Sie schloß das Fenster und gedachte schaudernd des Wortes: „Mord."

Das junge Mädchen war in einer ängstlichen Stimmung, und ging mit erregter Phantasie zu Bette, welche ihr unangenehme Träume verursachte.

Ehe Eliza am folgenden Morgen erwachte, trat die Dienerin ein und meldete Gerda, daß Herr Strömberg gestern Abend spät eingetroffen und befohlen, Eliza solle zu ihm kommen, sobald sie aufgestanden sei. Erst beim Frühstück würde Gerda Herrn Strömberg sehen.

Eliza verlebte den ganzen Vormittag bei dem Vater, und als Gerda in das Speisezimmer trat, war dort Niemand als die Haushälterin, welche den Tisch servirte. Einige Augenblicke später erschien Herr Strömberg mit seinem Töchterchen an der Hand. Sein Gruß war weniger hochmüthig als sonst. Er äußerte seine volle Zufriedenheit mit seiner Tochter, welche so blühend und in ihrer Art so geschickt sei, daß sie nichts zu wünschen übrig lasse.

Gerda freute sich über das Lob und dankte Herrn Strömberg, der ihr einen Gruß von ihrer Mutter überbrachte, und ihr mittheilte, daß diese sich wohl befände und mit dem verlängerten Aufenthalt der Tochter einverstanden sei. Dieser war indessen jetzt zu Ende, da Strömberg nur höchstens drei Wochen in England zu bleiben gedachte und früher reisen wollte, wenn er seine Geschäfte beendet haben würde. Des-

halb wünschte er, daß Gerda und Eliza stets bereit sein sollten, England zu verlassen.

Gerda hatte dieses kaum vernommen, als die übrigen Familienmitglieder eintraten und bald darauf auch zwei fremde Herren.

Der erstere war ein großer Mann von einem angenehmen Aeußeren und stattlicher Haltung. Seine Miene war kalt, seine Stirn gefurcht. Er wurde von Herrn Strömberg als Herr Bernhard vorgestellt. Sein Begleiter hieß Herr Simson.

Bei Bernhard's Eintreten in das Speisezimmer betrachtete Gerda ihn mit einem starren Blicke, als wenn sie einen alten Bekannten wiedererkenne und doch noch daran zweifle.

Herrn Bernhard's Benehmen war artig, aber steif. Der Ton seiner Stimme erinnerte Gerda an diejenige, welche sie am Abend zuvor im Parke gehört hatte.

Sie lauschte mit gespanntem und peinlichem Interesse auf Alles, was er sagte, und erfuhr aus der Unterhaltung zwischen ihm und Frau Smith, daß er den größeren Theil seines Lebens in Westindien zugebracht, dort Vermögen gesammelt und nun die Absicht habe, sich mit seiner jungen Frau in England niederzulassen.

Gerda lauschte jedem Worte mit einer eigenthümlichen Angst, während ihr Auge an Bernhard's Blicken hing.

Sie hatte diese ihr wohlbekannten Züge früher gesehen und sie, von ihrer frühesten Kindheit an, lieben gelernt. Es war unmöglich, daß sie dieselben hätte vergessen können, wenn auch viele Jahre vergangen, seitdem sie dieselben zuletzt sah. Damals war dieses Antlitz bleich und abgezehrt von Armuth und Elend. Es hatte nicht jenen kalten und gefühllosen Ausdruck, sondern Spuren von ausgestandenen Mühen und Entbehrungen. Aber trotzdem war dieses doch dasselbe Gesicht. Ja, es konnte kein Irrthum sein, und doch — konnte der Mann ihrer Mutter nicht von einer jungen Frau aus Westindien reden.

Gerda's Innere hatte nie eine so entsetzliche Tortur erlebt, als sie seit dem Eintreten dieses Mannes bestanden.

Sie dachte an ihre Mutter, welche jahrelang auf des Vaters Rückkehr gehofft. Wenn dieser Bernhard ihr Vater war, wie konnte er dann mit einer Dame aus Westindien verheirathet sein?

Endlich war die Mahlzeit beendet. Bernhard hatte einige Male seine Blicke auf Gerda mit einem

Ausdruck von Neugierde geheftet, als wenn er zu wissen wünschte, wie das schöne Mädchen heiße. Er hielt es wahrscheinlich nicht für schicklich, deshalb Fräulein Milly Smith zu befragen, weil diese Aller Aufmerksamkeit für sich zu beanspruchen schien. Als man gespeist, fragte er Strömberg, wer das junge Mädchen sei?

„Die Erzieherin meiner Tochter," antwortete dieser, indem er sich an Gerda wandte, welche sich ganz in der Nähe befand, und stellte sie als Fräulein Gerda Ahrnell dem Herrn Bernhard vor.

Obgleich letzterer ein Mann war, der nicht so leicht außer Fassung gebracht wurde, so machte doch der Name Gerda einen merkwürdigen Eindruck auf ihn. Er fuhr zusammen, sein Gesicht bedeckte sich mit einer dunklen Röthe und der Zorn blitzte aus seinen Augen. Er sah auf Strömberg, als wenn er diesen zermalmen wollte, machte Gerda, welche ihn mit peinlicher Unruhe betrachtete, eine Verbeugung, und entfernte sich. Auch Gerda eilte hinaus und auf ihr Zimmer. Aber kaum war sie dort eine kurze Zeit ungestört gewesen, als Herr Strömberg eintrat.

Nie hatte sie von ihm eine einzige Handlung gesehen, die nicht einen redlichen Charakter andeutete,

und doch hatte sie vor ihm eine unerklärliche Furcht. Weshalb, konnte sie nicht sagen, allein schon als er das erste Mal in die ärmliche Wohnung ihrer Mutter trat, rief eine innere Stimme ihr zu:

„Hüte Dich vor diesem Mann!"

Jetzt, da er vor ihr stand, rief dieselbe Stimme warnend: Sei auf Deiner Huth, ungeachtet jenes Gesicht einen wohlwollenderen Ausdruck hat, als Du je in demselben gesehen.

„Ich möchte eine Frage an Sie richten, Fräulein Ahrnell," sagte Strömberg und setzte sich auf das Sopha, „aber ich muß Sie bitten, dieselbe ganz aufrichtig zu beantworten."

„Das verspreche ich," sagte Gerda.

„Sie schienen mir während der Mahlzeit sehr aufgeregt, wollen Sie mir wohl sagen, was diese Gemüthsbewegung hervorgerufen?" Strömberg sah Gerda forschend an.

„Ich wünschte Ihre Frage am liebsten unbeantwortet zu lassen, weil ich vermuthe, daß Sie die Ursache meiner Unruhe schon ahnen," entgegnete Gerda, indem sie den Blick zu Boden senkte.

„Sie haben Herrn Bernhard wieder erkannt?" fragte Strömberg.

„Ich irre mich also nicht, daß er es wirklich ist?“ rief Gerda aus. Ihre Augen standen voll Thränen, und sie zitterte an allen Gliedern.

„Sie haben sich nicht geirrt,“ erwiderte Strömberg, und forschte mit aufmerksamen Blicken nach der Wirkung seiner Worte. Diese zeigte sich bald. Gerda sank auf einen Stuhl nieder und, die Hände vor ihr Gesicht haltend, flüsterte sie:

„O, meine Mutter, meine arme Mutter!“ Ohne ein Wort weiter hervorbringen zu können, blieb sie eine Weile unbeweglich und stumm sitzen.

Auch Strömberg schwieg; er erwog, welche Vortheile er nun gewonnen. Er hatte seinen früheren Schulkameraden ganz in seiner Gewalt, auch über Gerda volle Macht, indem ihres Vaters Wohl und Wehe in seiner Hand lag, und er gedachte nun, die Gunst des Augenblicks zu benutzen.

Nach langem Schweigen äußerte er:

„Ich wünschte, Fräulein Gerda, Sie wären so ruhig, daß ich Ihnen Verschiedenes mittheilen könnte, was sich auf Ihre Eltern bezieht.“

Gerda hob das gesenkte Haupt wieder empor.

„Und das wäre?“ fragte sie.

„Zuerst rathe ich Ihnen, Ihre Mutter nie wissen

zu lassen, daß Sie ihn wiedergesehen haben. Lassen Sie dieselbe in dem Irrthume, welcher ihr Glück ist, und mit dem Glauben an einen Gatten sterben, wenn er sie auch getäuscht hat. Es wäre grausam, wenn man ihr den Glauben an ihn raubte."

„Den Rath, welchen Sie mir geben, hat mir mein Herz schon zugeflüstert," stammelte Gerda.

„Davon war ich überzeugt; aber ich muß noch Verschiedenes erwähnen. Sie kennen Herrn Bernhard nicht, aber ich kenne ihn, und deshalb möge er es nie erfahren, daß Sie ihn wieder erkannt haben. Er liebt zu sehr seine gegenwärtige Stellung, verabscheut lebhaft die Vergangenheit, die er Ursache hat zu fürchten, und scheut kein Mittel, wenn es gilt, denjenigen aus dem Wege zu räumen, der seine Sicherheit gefährden könnte."

„Herr Strömberg!" rief Gerda schmerzlich, „vergessen Sie nicht, daß Sie von meinem Vater reden."

„Gerade deshalb, weil ich es nicht vergessen habe, rede ich so schonend wie möglich, aber mein Gewissen gebietet mir, Ihnen zu sagen: Bernhard darf nicht wissen, daß Sie ihn erkannt haben."

„Hat er denn gar kein Gefühl für . . . für . .

seine Tochter?" flüsterte Gerda, und Thränen strömten über ihre Wangen nieder.

„Nein, er hat nur zwei Leidenschaften, die eine ist die Begierde, seinen Reichthum zu vermehren, die andere ist die Liebe zu seiner Gattin aus Westindien. Durch sie hat er Aussicht eines Tages in den Besitz von Millionen zu gelangen. Er liebt sie um ihrer Schönheit willen und betet sie an der Schätze wegen, die ihr Vater besitzt. Sehen Sie jetzt ein, daß Sie ihn nicht wiedererkannt haben dürfen?"

„Ja, ja, ich sehe es ein," flüsterte Gerda. „Mag er glücklich sein und seinen Reichthum genießen; seine arme Tochter und seine lahme Frau werden sein Glück nicht stören. — O, meine arme Mutter, wie war es dem Vater möglich, Deine Liebe und Hingebung so ganz zu vergessen? Wie konnte er solchen Verrath an seiner Pflicht gegen Dich üben?"

„Er konnte es deshalb, weil er sich sein Gold auf Kosten seiner Gewissensruhe erworben."

„Seiner Gewissensruhe?" wiederholte Gerda und die Unterredung, die sie Abends zuvor im Parke gehört, wurde in ihrem Gedächtnisse wieder wach.

„Ja, ja, ich nehme das Wort nicht zurück, aber ich bitte, daß Sie keine weitere Erklärung von mir

verlangen. Sie werden sich vielleicht wundern, daß Bernhard mich nicht fürchtet, der ich sein gegenwärtiges Glück zerstören kann, aber er weiß, daß ich ihn nicht in's Unglück stürzen werde, weil ich ihm gelobt zu schweigen. Ungefähr vor einem halben Jahre trafen wir einander wieder, nachdem ich ihm in Westindien — es sind jetzt acht Jahre her — Lebewohl gesagt. Gleich nach dem Tode meiner Frau begegneten wir uns." —

Strömberg fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn, gleichsam als wenn er eine schmerzliche Erinnerung verscheuchen wollte, und hub dann mit unsicherer Stimme wieder an:

„Während meines Aufenthalts in Paris war ich eines Abends bei einem Herrn D. — Bernhard mit seiner Frau befanden sich auch dort. Am folgenden Tage suchte er mich in meiner Wohnung auf und beschwor mich, unter Ausdrücken der Verzweiflung, ihn nicht zu verrathen, daß er in Schweden Weib und Kind habe. Fräulein Ahrnell, ich gab ihm mein Ehrenwort, zu schweigen. Denn welchen Nutzen hätte es Ihnen oder Ihrer Mutter bringen können, wenn ich ihn in's Verderben gestürzt hätte? Bernhard weiß aus Erfahrung, daß er sich auf mein Wort verlassen

kann und daß ich ihm schon längst hätte schaden können, wenn es meine Absicht gewesen wäre. Gestern traf ich ihn in London. Mein Schwiegervater macht mit dem Hause Bernhard Geschäfte, und wir reisten zusammen hierher. Bernhard wurde von seinem ersten Buchhalter, Herrn Simson, einem Schweden, begleitet, der sein Vertrauter ist. Simson hatte kürzlich für Rechnung seines Principals in Schweden Geschäfte. Er und ich machten die Reise von Schweden zusammen und von ihm erhielt ich verschiedene Mittheilungen darüber, daß Bernhard's Egoismus sich seit Jahren vergrößert hat. Deshalb beschwöre ich Sie, Fräulein Ahrnell, seien Sie auf Ihrer Huth und verrathen Sie Bernhard während seines Hierseins nicht."

Strömberg erhob sich und ging auf Gerda zu, indem er in einem väterlich freundlichem Tone sagte:

„Vielleicht hat der Anblick seiner schönen und liebenswürdigen Tochter ihn doch so ergriffen, daß er ihr eine sorgenlose und unabhängige Stellung für die Zukunft verschafft und sie nicht mehr gezwungen ist, für ihren Unterhalt zu arbeiten. Was in meinen Kräften steht, um ihn an seine Pflicht zu erinnern, werde ich thun, davon seien Sie überzeugt."

Gerda sah auf ihn. Die warnende Stimme in

ihr schwieg. Strömberg's Angesicht hatte einen Ausdruck von großer wohlwollender Theilnahme, daß es einen mehr erfahrenen und argwöhnischen Menschen als Gerda, hätte täuschen können. Sie konnte ihn nur für ihren und ihrer Mutter Freund halten.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Strömberg," äußerte Gerda mit leiser und unsicherer Stimme.

„Sprechen Sie unumwunden."

„Bewegen Sie Herrn Bernhard nicht, für mich etwas zu thun," und mit festerer Stimme fuhr sie fort: „Er hat die Gefühle, welche für mich und meine Mutter sprechen sollten, zum Schweigen gebracht; nun mag er mich meinem Schicksale überlassen. Von einem Vater, der durch Verbrechen gegen Gewissen und Ehre, Gewinn erworben, werde ich nichts annehmen."

„Sie sind stolz, Fräulein Ahrnell, allein haben Sie Ihr Herz genau geprüft? Wenn Herr Bernhard Ihnen eine schöne Mitgift gäbe, so könnte dieselbe zu Ihrem Glücke führen; Sie könnten alsdann die Gattin des Mannes werden, den Sie lieben."

Strömberg fixirte Gerda, welche bei diesen Worten lebhaft erröthete.

„Um diesen Preis möchte ich mir mein Glück nicht erkaufen," antwortete sie.

„Dann kann ich nur Ihren Wunsch erfüllen.“

Strömberg legte die Hand auf den Drücker der Thüre, welche aufging; er schloß sie indeß wieder, ging in's Zimmer zurück und sagte:

„Fräulein Ahrnell, Sie stehen allein in der Welt, lassen Sie mich deshalb Vaterstelle bei Ihnen vertreten und erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben, den Sie beherzigen müssen.“

Auch jetzt zeigte Strömberg ein Wohlwollen, das jeden Argwohn in Gerda's Seele unterdrückte.

„Ich werde mit Dank den Rath annehmen, den Sie mir ertheilen,“ versicherte Gerda.

„Auch wenn der Rath Sie schmerzen sollte?“

„Auch dann. — Ich werde mir sagen, daß er wohlgemeint mir gegeben ist.“

„Ich danke Ihnen und werde nun unverholen reden. Man hat mir gesagt, Sie lieben den jungen Schneider.“ — Gerda erröthete. — „Daß er Sie liebt, ist natürlich und Niemand darf sich darüber wundern. Sie Beide sind jung und schön, also geschaffen für Liebe und Glück, könnte man sagen, wenn man nicht in der Welt von materiellen Hindernissen abhinge. Es muß der Gedanke an die Zukunft dazwischen treten. Haben Sie daran gedacht? Ich kann auf diese Frage

eigentlich keine Antwort verlangen, aber ich bitte, prüfen Sie sich genau und vereinen Sie nicht Ihr Schicksal mit dem seinigen, bevor er in pecuniärer Beziehung unabhängig dasteht. Jetzt ist sein einziges Kapital seine Arbeit. Der junge Schneider verdient zwar augenblicklich sehr hübsche Summen, allein er hat erst seine Bahn begonnen, und kann eine schöne Zukunft haben, wenn er sein eigenes Bestes versteht. Dieselbe kann jedoch gestört werden, wenn er sich verheirathet und durch Familienbande gezwungen wird seine Umsicht zugleich auf die häuslichen Angelegenheiten zu lenken. Seine Carrière und sein Ehrgeiz erfordern, daß er frei sei und nicht die Nothwendigkeit ihn veranlaßt, Geschäftsverbindungen einzugehen, welche minder vortheilhaft sind und seine ganze Existenz auf's Spiel setzen, falls ihm eine Krankheit oder dergleichen zustößt. Schneider hat einen stolzen Charakter, er kann ein ausgezeichneter Chemiker werden und wird sich nicht damit begnügen, nur Geld zu sammeln und seine Kenntnisse als eine Goldgrube zu benutzen, sondern muß dadurch Ehre und Ruhm erwerben. Ich fürchte indessen, daß er diese Träume nicht wird verwirklichen können, wenn er sich jetzt verheirathet. Wie unglücklich eine übereilte Verbindung ist, brauche

ich Ihnen nicht in's Gedächtniß zurückzurufen; die Ehe Ihrer Eltern ist ein schlagender Beweis dafür. Sie wissen nicht, wohin die Armuth einen stolzen Mann führen kann, nachdem er alle Grade der Erniedrigung durchgemacht. Je größer seine Hoffnungen und Ansprüche an das Leben gewesen, desto leichter fällt er als Opfer der Versuchung in der Noth, und ein Augenblick vermag aus einem ehrlichen armen Mann einen Verbrecher zu machen. Bedenken Sie also, ehe Sie sich entscheiden, nicht blos Ihr eigenes, sondern auch sein Schicksal, und erinnern Sie sich, daß die Reue, die Ursache zu dem Unglück und dem Falle des Geliebten gewesen zu sein, viel bitterer ist, als irgend ein Leiden, welches eines Weibes Herz treffen kann. Ich habe Ihnen nichts weiter zu bemerken; Ihr Verstand wird Ihnen sagen, wie Sie handeln müssen. Ach, Fräulein Ahrnell, Ihre Mutter würde die Bürde des Lebens nicht ertragen können, wenn sie ahnte, wozu ihr Mann in Folge seiner Ehe mit ihr sich verleiten ließ."

Noch einmal näherte sich Strömberg der Thüre. Gerda eilte ihm nach. Ihre kleine Hand umschloß zitternd seinen Arm, indem sie mit bleichen Lippen stammelte:

„Um Gottes Willen sprechen Sie! Hat mein Vater sich irgend eine . . . . Handlung erlaubt, die ihn aus einem ehrlichen Manne in . . . . einen Verbrecher verwandelt hat?“

„Er hat Bigamie begangen; ist das nicht ein Verbrechen?“

„Ja, es ist ein großes Verbrechen,“ flüsterte Gerda, bedeckte mit den Händen ihr Gesicht und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Ist das der einzige Abweg vom Pfade des Rechten?“

Strömberg lachte. Als er nicht antwortete, rief Gerda ängstlich:

„Um des Himmelswillen und bei Allem, was heilig ist, beantworten Sie meine Frage! Ein schrecklicher Argwohn regt sich in meinem Herzen und flüstert mir zu, daß . . . . daß . . . . ein noch größeres Verbrechen seine Seele belastet.“

„Fräulein Ahrnell,“ antwortete Strömberg mit einem gewissen Nachdruck, „forschen Sie nicht nach der Vergangenheit, welche keine Forschung duldet. Ihr Argwohn ist leider nicht unbegründet.“

Strömberg öffnete die Thür und entfernte sich.

Gerda sank auf die Kniee. Die Unterredung im Park vom vorigen Abend schlug wieder an ihr Ohr

und hemmte die Schläge ihres Herzens. Sie vermochte kaum zu athmen.

„O, meine Mutter, meine geliebte unglückliche Mutter!“ — flüsterte sie. Ein Thränenstrom erleichterte die Bürde, welche ihr Herz bedrückte.

Wieder war es Abend. Die Luft war milde und der Westwind küßte die Erde.

Gerda hatte den ganzen Tag ihr Zimmer nicht verlassen. Sie befand sich nicht wohl. Strömberg und die beiden Herren waren nach London gereis't.

Der Mond warf wehmuthsvolle Blicke auf die grünen Gefilde, als Gerda, in einen Shawl gehüllt, durch den Park wandelte. Sie fühlte sich sehr unglücklich und hatte ein unwiderstehliches Verlangen, die frische Luft einzuathmen, als wenn sie dadurch die sorgenvolle Bürde ihrer Seele erleichtern könnte. Als sie eine Strecke gegangen war, setzte sie sich auf eine Bank hinter einem Gebüsch unweit des Flusses nieder.

Wir wollen über Gerda's düstere Gedanken nicht Rechenschaft ablegen, sondern die Aufmerksamkeit auf zwei Personen lenken, welche sich von der entgegen=

gesetzten Seite naheten, und da vorübergehen mußten, wo Gerda saß.

Sie waren von London gekommen und bei der Gitterthüre des Parks aus dem Wagen gestiegen, um den Weg nach der herrschaftlichen Wohnung einzuschlagen.

Der Eine äußerte: „Es schien, als ob Du mich vermieden. Du mußt doch wissen, daß ich mit Dir sprechen wollte. Indessen wünsche ich mir Glück, daß ich Dich hier an der Pforte traf. Nun wirst Du mir nicht entgehen, mein lieber Strömberg, sondern genöthigt sein, mir meine Frage zu beantworten.“

„Sehr gern,“ antwortete dieser, „obgleich ich es für das Klügste halte, wenn wir die Unterhaltung bis morgen verschieben. Du kommst gerade von einer größeren Mittagsgesellschaft, und bist nicht in Deiner gewöhnlichen Laune; auch ich habe mehr als gewöhnlich getrunken.“

„Du?“ rief der Andere lachend. „Man muß nicht ein so großer Schelm wie Du sein, wenn man dem Bacchus huldigt. Also keine Ausflüchte, sondern Rede gestanden. Wie in aller Welt konntest Du Dich erdreisten, das Mädchen in meine Nähe zu führen? Welche satanische Absicht hast Du gehabt, als Du

meine Tochter als Dienerin in Dein Haus nahmst, und weshalb stelltest Du dieselbe mir vor?"

„Ich habe Gerda Ahrnell als Erzieherin für meine Tochter engagirt, um ihr dadurch eine bessere Existenz als durch Arbeit mit der Nadel zu verschaffen," antwortete Strömberg, „und deshalb gehört sie gewissermaßen zu meinen Domestiken."

„Du Teufel, fahre nicht in einem solchen Tone fort," schrie Bernhard, „denn sonst könntest Du mich in Versuchung führen . . ."

„Ruhig anzuhören, was ich hinzuzufügen habe," fiel Strömberg ein. „Du willst wissen, weshalb ich Dir Deine Tochter vorstellte; aus dem einfachen Grunde, weil ich dachte, ihr Anblick würde Dich daran erinnern, was Du vergessen, nämlich für sie und ihre Mutter zu sorgen."

Eine Pause trat ein. Die beiden Sprechenden näherten sich der Stelle, wo Gerda saß. Strömberg, welcher die Eigenschaft besaß, gleich einer Katze im Dunkeln sehen zu können, erkannte Gerda hinter dem Gebüsche. Ein Lächeln umspielte seine Lippen; Schadenfreude leuchtete aus seinen grüngrauen Augen. Als sie zur Anhöhe gekommen waren, blieb Strömberg

stehen, so, daß Gerda ihre Unterredung hören, aber Bernhard sie nicht sehen konnte.

„Nun, Bernhard," hub er wieder an, „Du schweigst; hat denn Dein Herz gar kein Gefühl für Deine schöne Tochter und ihre Mutter?"

„Nein, nicht einen Funken," antwortete Bernhard. „Durch sie bin ich in Elend und Erniedrigung gerathen! Durch sie bin ich zu dem gemacht worden, was ich nun bin, ein . . ."

„Ein reicher Mann," fiel Strömberg ein, „ein reicher Mann, der mit seinem Gelde viel Gutes stiften kann, und . . ."

„Und der in Besitz seines Reichthums gekommen ist, durch Mord, Diebstahl und . . . Still, was war das?" unterbrach er sich selbst. „Ich glaubte Jemand hinter dem Gebüsche zu hören. Sollte Jemand lauschen?"

„Welche Vorstellung!" antwortete Strömberg. „Es war ein Nachtvogel, den wir aufscheuchten, und solches Geräusch erschreckt Dich? Du bist gerade nicht sehr muthig."

„Das ist derjenige nie, der ein schuldbeladenes Gewissen hat. Aber es lohnt der Mühe nicht, davon zu reden. Ich glaube wirklich, der Anblick des Mäd-

chens hat meine alte Furcht wieder erweckt, welche mich ein ganzes Jahr verfolgte, nachdem ich Schweden verlassen. Damals glaubte ich mich beständig entdeckt und dem Gericht überantwortet und vergaß, daß . ."

„Daß ein Anderer des Mordes angeklagt worden . . . aber ich glaube, Du zitterst? . . . Laß uns unsern Weg fortsetzen, und nicht mehr von der alten Geschichte reden."

„Wohlan, aber ich habe noch einige Worte zu bemerken," sagte Bernhard. „Ich will wissen, ob das Mädchen, welches bei meiner Abreise neun Jahre alt war, mich wieder erkannt hat?"

„Nein, das hat sie nicht."

„Sie schien jedoch sehr erregt."

„Vielleicht war sie es, aber Du hast keinen Theil daran. Sie ist verliebt."

„In wen?"

„In einen Schweden, welcher der Smith'schen Fabrik vorsteht."

„Ein Arbeiter also, ein Mann ohne Bedeutung. — Nun, die mögen sich immerhin heirathen. Er reis't wahrscheinlich nach Schweden zurück, und wird die Mutter wohl versorgen, welche dann an etwas Anderes

zu denken hat, als möglicherweise ihren entlaufenen Mann aufzusuchen.“

„Du irrst Dich sehr, wenn Du glaubst, daß der junge Schneider ein gewöhnlicher Fabrikvorsteher ist. Er ist chemischer Ingenieur, und der Sohn des ausgezeichneten Bildhauers Professor Schneider, ein junger Mann, dem in England eine glänzende Zukunft bevorsteht. Als ausgezeichneter Chemiker hat er in Industriezweigen, bei denen Chemie angewendet wird, schon mehrere hübsche Erfindungen gemacht, und kann die reichste Kaufmannstochter zur Frau erhalten. Mein Schwiegervater hatte den Plan, ihm seine Tochter Milly zu geben. Durch diese Partie wäre dem jungen Mann ein hübsches Vermögen zugesichert. Er wird mit meinem Schwager an der Fabrik Theil nehmen, oder richtiger, den halben Antheil meines Schwiegervaters übernehmen. Nun scheint indessen seine Neigung für Gerda seinem Glücke hinderlich zu sein. Er wird wohl wie Tausend Andere sein Glück von sich stoßen, um als Opfer einer unglücklichen Liebe zu fallen, die ihn von der nun betretenen Bahn sicherlich abziehen wird. Doch die Sache betrifft ihn allein. Ich zweifle indeß, daß sein Vater sich geschmeichelt fühlen würde, die Tochter eines Mannes als Schwieger-

tochter zu bekommen, der einen Diebstahl begangen und jederzeit von dem Gesetz wegen Bigamie verurtheilt werden kann; — aber wie gesagt, das ist des jungen Schneider's Sache."

„Wenn ich mir die Sache recht überlege," fiel Bernhard ein, „so möchte ich nicht, daß diese Partie zu Stande käme. Das Mädchen würde sonst in England bleiben und, was das Schlimmste wäre, die Mutter herüber kommen lassen. Dann könnte das Schicksal Marianne und mich zusammen führen, und . . ."

„Und Du hättest dann unvermuthet zwei Frauen."

„Strömberg, Du mußt diese Heirath verhindern."

„Glaubst Du das; ich werde wohl niemals gegen Gerda's Glück handeln. Glaubt sie, daß die Verheirathung mit Schneider ihr Glück ist, so mag sie nach ihrem eigenen Willen handeln, und Du wirst mir gegenüber nicht den Ton eines Dictators annehmen, denn Du mußt wissen, daß ich Dich ganz in Händen habe. Ein Wort von mir, und . . ."

Bernhard flüsterte, und Strömberg beendete nicht seine Rede.

„Wollen wir denn unsern Weg nicht fortsetzen," äußerte Letzterer kurz darauf.

„Wohlan," war Bernhard's Antwort.

Sie entfernten sich.

Gerda zitterte am ganzen Körper. Es war ihr, als sei sie in einen Abgrund gestürzt, aus welchem es keinen Ausweg gebe. Das junge Mädchen schien aller Jugendfreude beraubt und plötzlich alt geworden zu sein. So ist es immer, wenn die Seele von einem heftigen Kummer betroffen wird.

Während Gerda unter diesen Qualen der Gewißheit litt, daß ihr Vater die Verachtung jedes rechtlich denkenden Menschen verdiene, hatte sie nicht bemerkt, daß Jemand sich der Stelle näherte, wo sie sich befand, auch nicht, daß ein bei dem Gebüsche stehender junger Mann sie betrachtete. Erst als sein Arm sie umschlang und eine Stimme mit innigster Freude ihren Namen aussprach, bemerkte Gerda, daß sie nicht allein war.

„Endlich, meine Geliebte bin ich wieder bei Dir," äußerte Richard, und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Du hier?" stammelte Gerda, und ihr Haupt an seine Brust lehnend, brach sie in Thränen aus.

„Wie? Du weinst, meine Theure? Hat Jemand Dich gekränkt oder betrübt? O, rede, Liebling meines Herzens."

Richard küßte die Thränen von ihren Wangen.

Gerda wollte in diesem Augenblick sterben, der einer jener schmerzlichen Augenblicke war, wo wir richtig erkennen, was wir besitzen, und was wir aufgeben müssen. O! hätte Gerda ihr Dasein enden können, um in der nächsten Minute dem Leiden zu entgehen, welches sie erdulden sollte!

Nach Verlauf einiger Minuten wies Gerda Richard mit einer Bewegung von Entschlossenheit von sich.

„Richard, mein Geliebter," sagte sie mit zitternder Stimme, „ich habe mich durch Deine Liebe glücklich gefühlt; aber nun müssen wir uns trennen, ohne Hoffnung auf Wiedersehen und Vereinigung."

„Wie, Gerda, Du entziehst mir Deine Liebe?" rief Richard, und faßte leidenschaftlich ihre Hände. „Nein, es ist nicht möglich."

„Meine Liebe wird Dir durch's ganze Leben folgen; aber dennoch müssen wir uns trennen. Während der Tage, wo Du von Lislehill entfernt warst, hat sich Etwas ereignet, das eine Vereinigung zwischen uns unmöglich macht."

„Unmöglich?" fiel Richard ein, und das Blut stieg ihm zu Kopf. „Bedenke, was Du thust, und spiele nicht mit meiner Liebe und meinem Frieden, sonst könnte ich Dir fluchen."

„O Richard“, bat Gerda und faltete die Hände, „auf Erden wird mein Herz keinen Andern lieben und auch jenseit des Grabes wird es Dir allein gehören, aber es ist gewiß, wir können nicht Gatten werden!“

„Gerda, ist das Dein letztes Wort?“ fragte Richard.

„Höre mich“, bat Gerda, „und verlasse mich nicht im Zorn.“

„Ich will und kann Dich nicht hören, bis Du mir geantwortet hast. Ist es Dein fester, unabänderlicher Entschluß, nicht meine Gattin zu werden?“

„Ja, ich kann es nicht werden“, flüsterte Gerda und barg ihr Gesicht in den Händen. Eine Hand ergriff ihren Arm, aber nur auf eine Secunde. Gerda blickte empor. — Richard war verschwunden.

Am folgenden Morgen erhielt Gerda von Strömberg ein Billet folgenden Inhalts:

„Fräulein Ahrnell! Mit dem Dampfschiffe X**, welches heute Nachmittag um drei Uhr von London abgeht, werden wir nach Schweden zurückkehren. Haben Sie die Güte, dafür zu sorgen, daß bis ein Uhr Alles gepackt und zur Abreise bereit ist.

Herr Smith hat mich gebeten, Ihnen zu sagen,

daß Sie bei diesen schleunigen Vorbereitungen über seine Dienerschaft verfügen können. Eliza mag diese Stunden bei ihrem Großvater zubringen.

Eiligst

Pehr Strömberg."

Gerda schrieb sogleich an Richard ein Billet, in welchem sie ihn mittheilte, daß sie ihm vor ihrer Abreise zu sprechen wünsche.

Der Bote kam mit der Antwort zurück, Herr Schneider sei nach London gereis't und käme nicht sobald zurück, weil er sich von London aus nach einer der Fabrikstädte begeben würde.

Gerda war über diese schleunige Abreise untröstlich, weil sie nun nicht von Richard freundlich Abschied nehmen und ihm sagen könne, daß nur die höchste Liebe ihr diese Handlung geboten hätte. Sie fühlte sich recht unglücklich und wußte nicht, wie sie diese Vermehrung ihres Unglücks ertragen sollte.

Als sie ihre Pflichten gegen Eliza erfüllt und das Einpacken besorgt hatte, schrieb sie an Richard einen langen Brief voll der hingebendsten Liebe und mit der innigsten Bitte, daß er ihr durch einige Zeilen den Trost verschaffen möge, daß er nicht im Zorn ihrer gedenke.

Als sie ihr Schreiben beendet hatte, kam Strömberg, um sie und seine Tochter abzuholen.

Um ein Uhr rollte der Wagen mit Gerda, Eliza und Strömberg von Lislehill fort; um drei Uhr stieß das Dampfboot ab, welches Gerda, nach einer einjährigen Abwesenheit, in ihr Vaterland zurückführen sollte.

Der Sommer war zu Ende und schon nahte der Herbst, obgleich der September noch mit einigen entzückenden Behaglichkeiten des Sommers zu kokettiren suchte. Die Sonne lächelte zuweilen recht warm, und die Bäume schüttelten die schon gelb gewordenen Blätter ab, um noch eine Zeit lang jugendlich zu erscheinen. Ja, die Natur glich, möchte man sagen, einem schönen Weibe, welches weiß, daß die Jugendfrische, ihre eigentliche Blüthezeit, entflohen, und welches dennoch mit den ihr übrig gebliebenen Reizen entzücken will.

An einem solchen schönen Septemberabend finden wir Gerda auf der alten Stelle, an dem kleinen Fenster in der Habichtsgasse.

In Frau Ahrnell's Wohnung ist noch Alles wie sonst. Marianne sitzt in demselben Lehnstuhle und vor demselben Nähtisch und arbeitet eben so fleißig, wie

früher. Gerda brodirt mit demselben Eifer, und man möchte versucht sein zu glauben, die Zeit hätte still gestanden, wenn nicht Gerda's Gesicht ein unverkennbares Gepräge tiefen Ernstes und einen Schatten von Schwermuth gehabt, der nie zuvor darauf gewesen.

Wer Gerda gesehen, ehe Strömberg über die Schwelle ihrer mütterlichen Wohnung trat, möchte es schwer begreifen, wie das harmlose Kind, welches sonst unter fröhlichem Gesange seine Arbeit that, in einem Jahre sich so verändern konnte. Sie hatte sich während dieser Zeit zu einem vollen Weibe entwickelt, und wußte, wieviel Schmerz und Bitterkeit, Freude und Glück das Leben zu bieten vermag. Man las es in den großen seelenvollen Augen, daß ihr Charakter, ihre Gedanken und Gefühle eine andere Richtung genommen hatten.

Von Zeit zu Zeit blickte Frau Ahrnell auf ihre Tochter, welche so unverdrossen arbeitete. Vielleicht dachte die Mutter, wie viele Mütter vor ihr gedacht: „Das Beste wäre es gewesen, wenn Gerda niemals das elterliche Haus verlassen. Ich hätte sie nicht in die Welt hinaus schicken sollen!"

Die Uhr der Katharinenkirche schlug sechs.

Gerda hörte es nicht, wohl aber Frau Ahrnell. Diese äußerte:

„Wolltest Du nicht um sechs Uhr mit den für Eliza brodirten Spitzen zu Strömberg's gehen? Du hattest ja Deiner kleinen Freundin versprochen, heute Abend bei ihr zu sein."

Gerda legte die Stickerei fort, die sie in der Hand hielt.

„Ich bin sehr vergeßlich geworden", sagte sie und lächelte trübe. „Ich fürchte, liebes Mütterchen, Du findest mich sehr verändert, aber nicht zu meinem Vortheil."

Gerda nahte sich der Mutter und legte den Arm um den Hals derselben, indem sie ihr in's Auge sah.

„Gestehe", sprach Gerda, „daß Du während dieser zwei Monate meines Hierseins mich für verdrießlich, nachlässig und weniger fleißig, als früher gehalten, kurz, Deine Gerda nicht wiedererkannt hast."

„Du bist sehr verändert, mein Kind", antwortete Marianne, „und ich gräme mich deshalb. Ich hätte Dich nicht sollen reisen lassen. Du findest es jetzt vielleicht schwer, so mühsam bei der Arbeit zu sitzen."

„Alles, was geschieht, ist uns gut und nütz=

lich, den Glauben müssen wir haben, und deshalb war auch die Reise nach England gut; aber sage nie, daß mir die Arbeit schwer fällt, dann würde ich schlechter geworden sein."

„Schlechter", wiederholte Marianne mit einem Ausdruck im Ton und Blick, als wenn Gerda etwas recht Einfältiges gesagt hätte. „Ich fürchte vielmehr, daß Du besser geworden bist."

„Fürchte!" sagte Gerda lächelnd. „Ist das etwas zum Fürchten?"

„Beinahe. — Es scheint mir, als ob Du Deine kindlichen Schwächen, die noch für Dein Alter passen, ganz abgelegt und Dich schon zu einer gewissen Vollkommenheit entwickelt hättest. Ich liebte Deinen Gesang, Dein kindliches Benehmen, Deine exaltirten Aeußerungen und Deine ausgelassene Fröhlichkeit; ich kenne Dich jetzt nicht wieder und doch sehe ich ein, daß Du jetzt besser als damals bist, allein Du bist nicht mehr meine harmlose Gerda."

„Harmlos! Ach, Mama, wer kann das bleiben, wenn man zu denken beginnt?"

Gerda seufzte, schüttelte mit dem Kopfe und sprach in einem fast fröhlichen Tone: „Es ist kein Gemälde so sonnenhell, daß es nicht auch seine Schatten haben

sollte, und der Fehler liegt gerade darin, daß wir mehr auf diese, als auf das Licht achten. Wir werden indessen sehen, daß Du Deine singende Gerda wiedererhältst, denn eine Vollkommenheit, die kopfhängerisch und weinerlich aussieht, macht keinen angenehmen Eindruck. Also wollen wir solche Vollkommenheit verabschieden. — Und nun lebe wohl auf eine Weile.

Gerda küßte die Mutter auf die Stirn und ging.

In Strömberg's stattlicher Wohnung lebte eine alte Wittwe Holm, welche er, nach dem Ableben seiner Frau und bis zu seiner Rückkehr nach Schweden, als Vorsteherin des Hauses engagirt hatte.

Frau Holm sollte jetzt Eliza den Verlust der Mutter ersetzen, da Gerda in ihr elterliches Haus zurückgekehrt war.

Als Gerda, welche für Strömberg und sein Töchterchen beständig Arbeit hatte, in's Zimmer trat, kam Eliza ihr mit lebhafter Freude entgegen gehüpft. Auch Frau Holm empfing das junge Mädchen sehr herzlich und erzählte, daß Eliza nur von Gerda gesprochen hätte. Strömberg war ausgegangen, und Gerda hatte versprochen zu bleiben, um sich einen angenehmen Abend zu machen. Zu dem Zwecke begaben sie sich in das kleine Zimmer, wo sie des Abends zu sein

pflegten. Aber in demselben Augenblicke, als die Lichter angezündet wurden, öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und Strömberg trat ein. Er küßte sein Töchterchen auf die Stirn, grüßte mit einer stummen Verbeugung Frau Holm und Gerda und begehrte eine Tasse Thee. Strömberg's Stirn war düster. Von Zeit zu Zeit richtete er einen Blick auf Gerda, welche am Sophatisch saß und Eliza Kartenhäuser baute. Nachdem er den Thee getrunken, wendete er sich an Gerda mit den Worten:

„Ich möchte mit Fräulein Ahrnell einige Worte allein sprechen, vielleicht gehen Frau Holm und Eliza während der Zeit in das Kabinet.“

Frau Holm nahm Eliza bei der Hand, und Gerda und Herr Strömberg blieben allein.

„Ehe ich sage, was ich Ihnen mitzutheilen wünsche, fing Strömberg an, „möchte ich mir eine Frage erlauben: Haben Sie neulich aus England einen Brief erhalten?“

Gerda wechselte die Farbe und verneinte die Frage.

„Der junge Schneider hat Ihnen also nicht seine beabsichtigte Verlobung angezeigt?“

„Verlobung . . .!“ rief Gerda todtenbleich.

„Er wird sich mit Milly Smith verheirathen. — Vielleicht wollen Sie diesen Brief lesen, der mich davon unterrichtet.“

Er reichte ihr einen von Milly Smith empfangenen Brief, des Inhalts, daß sie nächstens ihre Verheirathung mit Richard Schneider bekannt machen würde. Milly fügte noch einige Reflexionen von dem Glück hinzu, welches diese Verheirathung mit sich führen würde.

Als Gerda in dem Briefe gelesen, was Richard betraf, gab sie denselben mit den Wortea zurück:

„Ich werde für Richard Schneider's und Milly Smith's Glück beten.“

„Schmerzt es Sie nicht, daß er die Liebe, welche ihn an Sie fesselte, so bald vergessen hat?“

„Herr Strömberg, ich bitte Sie, lassen wir dieses Thema“, fiel Gerda in etwas stolzem Tone ein.

„Meinetwegen, sehr gern, besonders da ich merke, daß Sie diese Nachricht unangenehm aufnehmen. Es wird mir also leichter werden, mit meinem beabsichtigten Vorschlag, den ich Ihnen zu machen wünschte, hervorzutreten. Haben Sie niemals daran gedacht, sich zu verheirathen?“

„Nein! — Eine Liebes-Verbindung einzugehen, scheint einem armen Mädchen nicht erlaubt,

und die Freiheit zu verkaufen, um eine unabhängige Stellung zu gewinnen, läßt sich mit den Begriffen, welche eine Tochter der Arbeit empfangen, nicht vereinbaren."

„Und weshalb nicht?"

„Ganz einfach deshalb, weil sie von Kindheit auf gewohnt ist, selbst für sich zu sorgen, und durch eigene Kraft zu existiren. Nur derjenige, der nicht arbeiten will, verkauft sich, nicht derjenige, welcher den Gewinn der Arbeit kennt, und die Frucht derselben, die Freiheit, liebt."

„Sie sind somit fest entschlossen, sich nicht zu verheirathen?"

„Ja, jetzt bin ich es."

„Aber gesetzt, daß Sie durch eine gute Partie Ihrer Mutter ein ruhiges und sorgenfreies Alter bereiten könnten, daß das Glück und die Zukunft eines Kindes davon abhinge, und daß Sie dadurch einem Manne das gewünschte, häusliche Glück schenkten, würden Sie sich weigern, eine solche Verbindung einzugehen, die so Viele glücklich macht?"

„Wenn mein Herz nicht den Mann liebt, welcher mir seine Hand anbietet, so werde ich nicht das Glück der Meinigen schaffen können. Ich vermag vor Gott

nicht einen falschen Eid abzulegen, und das thäte ich an dem Tage, an welchem ich einen Mann zu lieben gelobte, den ich nicht liebe."

„Sie sind entschieden wie ein Mann, der über Millionen gebietet," fiel Strömberg ein und zog die Augenbrauen zusammen.

„Gerade deshalb kann ich es sein, weil ich nichts anderes als meine Freiheit und mich selbst besitze," antwortete Gerda. Ein qualvolles Gefühl drohte ihr die Brust zusammen zu pressen.

„Ungeachtet Ihrer Aeußerung," hub Strömberg wieder an, „bitte ich Sie, zu prüfen, was ich Ihnen vorschlagen werde, und nicht mit jugendlicher Unbedachtsamkeit ein Anerbieten abzuweisen, sondern reiflich zu überlegen, wie Sie handeln müssen. Eine Abweisung würde in Ihr Geschick tiefer eingreifen, als Sie jetzt ahnen."

Strömberg erhob sich. Er ging auf Gerda zu, die in diesem Augenblicke fieberhaft zitterte.

„Ein Mann," fuhr er fort, „der nicht mehr jung ist, aber Sie mit ganzer Seele liebt, und nie geglaubt hätte, daß er ein Weib so heiß lieben könnte, daß sein Glück von ihr abhinge, bietet Ihnen seine Hand. Er ist sehr reich, kann Ihrer Mutter ein glückliches Alter

bereiten, und Ihnen selbst einen geachteten Namen geben, wenn Sie seine Gattin werden. Es steht in Ihrer Macht, diesen Mann mit Ihrer Liebe zu beglücken und seinem Töchterchen eine Mutter zu werden. Er verlangt nicht Liebe, weil er weiß, daß Sie Ihr Herz bereits verschenkt haben; aber er hofft, daß Sie ihm einst Zärtlichkeit erweisen werden, nachdem Sie zu der Ueberzeugung gelangt sind, wie sehr er Sie liebte. Dieser Mann, der in diesem Augenblick sein zukünftiges Glück in Ihre Hände legt, ist Pehr Strömberg. Er beschwört Ahrnell's Tochter, zu prüfen, ehe sie ihn zurückweist. Ich wünsche nichts Höheres, als Ihre Stütze im Leben zu werden, und würde mich unglücklich fühlen, wenn Sie mich nöthigten, Ihr Feind zu sein. Nach Verlauf einer Woche erbitte ich mir Ihre Antwort, . . . und nun leben Sie wohl."

Er verließ das Zimmer. Gerda schloß die Augen und drückte ihr Taschentuch auf die Lippen, um den Ausruf des Schmerzes zurück zu halten.

Richard hatte sich mit einer Andern verlobt und Gerda vergessen, auch den Brief, welchen sie bei ihrer Abreise von England zurückließ, unbeantwortet gelassen, also ihr nicht verziehen. Sie fühlte sich nun verlassen, und ohne Schutz gegen die Liebe eines reichen Man-

nes. Es war ihr, als wenn Pandora's Büchse alles Unglück über sie ausgeschüttet hätte. In Gerda's Gemüth lag etwas Heftiges, wodurch sie sich im ersten Augenblicke, sobald ein Unglück sie betraf, leicht vom Schmerze beherrschen ließ, aber später gewann ihre Seele wieder Elasticität und Spannkraft. Sie warf dann gleichsam die Muthlosigkeit weit von sich und suchte nach einem Mittel, das Böse zu überwinden. So auch jetzt. Nachdem der erste Schmerz sich etwas besänftigt hatte, erhob sie das gesenkte Haupt, preßte die Hände gegen die Brust und sprach für sich:

„Fort mit allen Gedanken an das, was ich verloren, wie wenig ich ihm gegolten, oder wie viel ich den Mann zu fürchten habe, der mir jetzt seine Hand anträgt. Nun zur Handlung. Ich muß eine unabhängige Stellung gewinnen, aber durch eine Arbeit, welche mein Inneres befriedigt, und wodurch ich zugleich für meine Mutter sorgen kann. Ich muß mein Schicksal umgestalten, um mich mit meinem Verluste auszusöhnen. O Richard, wie sehr liebte ich Dich!"

Sie streckte die Arme zum Himmel, und ging dann zu Frau Holm und Eliza, um ihnen Lebewohl zu sagen. Sie vermochte nicht länger zu bleiben, sie mußte nach Hause.

Nach einer schlaflosen Nacht erhob sich Gerda am folgenden Morgen von ihrem Lager. Der Himmel war trübe. Wenige Worte nur wechselte sie mit ihrer Mutter, dann kleidete sie sich an und sprach:

„Ich muß jetzt zum Pastor Z. gehen, um mit ihm etwas zu besprechen, was meine Seele beschäftigt."

Gerda machte den Versuch zu lächeln, aber es lag Wehmuth in ihrem Lächeln und Schmerz in ihrem Blicke. Marianne streichelte der Tochter die Wangen und seufzte. Auch über ihr Gesicht war in diesen Tagen ein Schatten ausgebreitet, und ihr Blick war matt.

Gerda ging langsamen Schrittes die Thorgasse entlang, und von der Habichtsgasse zum Katharinenkirchhof. Dort setzte sie sich eine Weile auf einer Bank nieder. Ihr Kopf war gedankenschwer, ihr Herz voll Unruhe, Sorge und Sehnsucht. Es schien ihr, als wenn der Tod ihrem Leben etwas geraubt, was demselben bisher Werth verliehen. Während sie dort sich über das klar zu werden suchte, was sie eigentlich wollte, kam ein Jüngling über den Kirchhof. Seine Kleidung war geschmackvoll aber einfach. Sein ganzes Aeußere hatte etwas Prunkloses und doch Originelles, so daß man unwillkürlich sein schönes, offenes und

geistreiches Gesicht betrachten mußte. Während er weiter schritt, richtete er seinen Blick auf die Bank, auf welcher Gerda saß und als er ihr näher gekommen, sagte er grüßend:

„Guten Tag, Fräulein. — Sie kennen mich wohl nicht wieder.“

Gerda blickte auf den Jüngling, konnte sich indeß seiner nicht erinnern.

„Meine Name ist Gustafson; früher nannte man mich schlechtweg Carl; vielleicht erinnern Sie sich jetzt meiner, Fräulein Ahrnell?“

Gerda's Antlitz erheiterte sich; sie reichte dem Jüngling die Hand und sprach:

„O, gewiß erinnere ich mich des lieben und freundlichen Carl, der uns, als wir in demselben Hause wohnten, oftmals eine hülfreiche Hand reichte, und stets bereit war, mir oder meiner Mutter kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Vielen Dank auch für all' die Freundlichkeit, die Sie uns zu jener Zeit erzeigten.“

Carl fühlte bei diesem Danke seine Wangen glühen; die Worte des Mädchens thaten seinem Herzen wohl und machten ihn zugleich verlegen.

Gerda fragte ihn, wie es möglich sei, daß er sie nach so vielen Jahren wieder erkannt.

Carl erzählte, daß er sie mehrere Male gesehen, als sie Fräulein Edith besuchte. Diese Erklärung führte zu verschiedenen Fragen darüber wie es zugegangen, daß er Professor Scheider's Eleve geworden und dergleichen. Er beantwortete dieselben in Kürze und sprach die Hoffnung aus, mit der Zeit ein Künstler zu werden. Gerda hörte ihn nachdenkend an. Als er mit seinem Gruße sie aus den Gedanken erweckte, in die sie vertieft war, legte sich Gerda die Frage vor, ob sie nicht ebenfalls ein hervorragendes Talent besäße, wodurch sie sich eine unabhängige Stellung im Leben verschaffen könnte. Sie hatte jetzt einen geringen Schusterjungen vor sich, der durch eine bestimmte Naturanlage auf eine schöne Zukunft hoffen durfte.

Neun Jahre waren verflossen, seitdem sie zuletzt mit einander gesprochen, damals ging Carl barfuß, wie andere Lehrjungen, und drückte sich eben so ungebildet aus. Jetzt erblickte sie in ihm einen Jüngling, der seine Gedanken in schöne wohlklingende Worte kleidete und sich bewußt war, durch Arbeit einst eine hervorragende Stellung einzunehmen.

„Ist es denn nur dem Manne vorbehalten, sich sein Schicksal zu gestalten, und sich durch Arbeit selbstständig zu machen?" dachte Gerda und seufzte.

Die Uhr auf der Katharinenkirche schlug zehn. Dies erinnerte Gerda, daß sie schon eine ganze Stunde mit Carl verplaudert hätte. Sie stand daher auf und sagte Herrn Gustafson Lebewohl.

Carl hatte etwas auf dem Herzen, welches ihn verhinderte sich zu entfernen. Er nahm mit einer langsamen Verbeugung den Hut ab, und als Gerda einige Schritte gegangen war, eilte er ihr nach und sprach:

„Ich habe eine Bitte an Sie, Fräulein Ahrnell, aber ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, dieselbe auszusprechen."

„O, wagen Sie es immerhin, Herr Gustafson," versicherte Gerda und lächelte dem Jüngling ermunternd entgegen.

„Glauben Sie, daß Ihre Frau Mutter mir wohl erlauben würde, Sie zu besuchen?"

Carl blickte Gerda mit einer Miene an, welche deutlich ausdrückte: „Sage nicht nein!" —

Gerda that es auch nicht, sondern versicherte, es würde ihrer Mutter sehr angenehm sein, ihn zu empfangen.

Gerda ging darauf zum Pastor Z., erfuhr aber, daß derselbe schon seit zwei Tagen sehr krank sei und deshalb keinen Besuch annehmen könne.

Gerda kehrte nun unverrichteter Sache nach Hause zurück, und suchte die verlorene Zeit wieder einzuholen. —

Die Tage flossen rasch dahin, indem Gerda und Marianne ohne Unterbrechung arbeiteten. Die Erstere bemühte sich, froh zu erscheinen, aber es wollte nicht gelingen; die Letztere war, wie stets im Herbst, kränklich, so daß sie den dritten Tag das Bett hüten mußte, wenn sie zwei Tage hintereinander gearbeitet hatte.

Gerda vermochte mit einem kummervollen Herzen nicht fröhlich zu sein. Sie hatte nicht einmal den Trost, mit Jemand über ihren Kummer sich aussprechen zu können. Sollte sie mit ihren Sorgen noch das Herz ihrer kranken Mutter belasten, die ohnehin schon so viele Leiden zu ertragen hatte? Konnte sie ihr wohl sagen:

„Dein Gatte ist ein Verbrecher, ein Mensch ohne Herz, ohne Ehre und Gewissen; der Vater Deines Kindes ist ein Missethäter und die Kunde hiervon hat Deiner Tochter den Frieden geraubt und ihr Glück zertrümmert.“

Gerda war somit gezwungen ihren Schmerz in der Tiefe ihres Herzens zu verbergen; auch konnte sie nicht hinzufügen:

„Deine Tochter liebt und wird immerdar lieben einen Mann, der sie vergessen, einen Mann, dessen Gattin sie nicht werden durfte, um ihm nicht ein gleiches Schicksal zu bereiten, wie Deine Liebe meinem Vater bereitete." Gerda mußte auch dieses in ihrem Herzen verbergen, um ihre Mutter nicht zu betrüben. Deshalb konnte sie ihr ferner auch nicht mittheilen, daß Pehr Strömberg um sie geworben. Gerda fürchtete, daß Marianne auf ihren Entschluß einwirken könne; sie wußte, daß das Mutterherz um die Zukunft der Tochter bekümmert sein würde, und sie wollte nicht, daß Marianne in dieser Ehe einen Vortheil erblicken sollte. Sie mußte also Alles verschweigen, was ihr Herz bedrückte.

Fünf Tage, nachdem Pastor Z. erkrankt war, erhielt Marianne und Gerda die Trauerkunde, daß ihr einziger Freund und Beschützer der Zahl der Lebenden nicht mehr angehöre. Dieses war für Mutter und Tochter ein harter Schlag. Sie wußten wohl, daß sie in dem Hingeschiedenen ihre einzige Stütze verloren.

Marianne nahm sich dieses so zu Herzen, daß sie darüber einige Tage krank lag. Als sie wieder genesen und Beide eines Abends bei der Arbeit saßen, während draußen der Wind blies und der Regen vom

Himmel niederströmte, nähte Gerda mit unglaublicher Schnelligkeit, und wandte nicht einmal eine Secunde das Auge von ihrer Arbeit. Plötzlich legte Marianne ihre Nadel fort mit den Worten:

„Nein, Gerda, es geht nicht länger, daß wir Heimlichkeiten vor einander haben. Ich habe während dieser Tage so sehr gelitten, daß ich reden muß. O, hätten wir doch den guten Pastor noch als Rathgeber!"

„Heimlichkeiten," wiederholte Gerda und fuhr empor, als ob sie sich mit der Nadel gestochen hätte. Ihre Gedanken waren bei ihrem Vater.

„Ja, Du wirst wohl nicht leugnen, daß Du mir etwas verschweigst?"

„Und was sollte das sein?" Gerda schien plötzlich sehr kurzsichtig geworden zu sein, so tief neigte sie sich auf ihre Arbeit.

„Gerda, blicke mich an und antworte: Was fiel zwischen Dir und Strömberg vor, als Du das letzte Mal dort warst?"

Marianne faßte die Tochter unter's Kinn und richtete das Haupt derselben mit sanfter Gewalt empor. Die Wangen des achtzehnjährigen Mädchens erbleichten. Sie blickte die Mutter an.

„Herr Strömberg wirbt um Deine Gerda," ant=

wortete sie mit fester Stimme, obgleich die Lippen zitterten.

„Warum hast Du mir das verschwiegen,“ fragte Marianne.

„Weil ich allein über mein Schicksal bestimmen wollte, geliebte theure Mutter.“

Gerda drückte die Hände der Mutter an ihre Lippen, und fügte hinzu: „ich fürchtete, daß Du, die Du um meine Existenz besorgt bist, möchtest . . .“

„Dich überreden,“ fiel Marianne in vorwurfsvollem Tone ein.

„Das nicht, aber Du könntest meinen, daß ich die zeitlichen Vortheile, welche mir angeboten worden, nicht abweisen dürfe.“

„Bist Du denn so wankend in Deiner Entscheidung für Jemand, daß Du fürchtest, ich könnte Dich zu einer Handlung überreden, die Deinen Gefühlen widerstreitet?“

„Mein Entschluß, Mama, war schon bei den ersten Worten Strömberg's gefaßt. Ich kann seine Frau nicht werden.“

Marianne neigte sich über den kleinen Nähtisch, legte ihren Arm um den Hals der Tochter und küßte ihre Stirn, indem sie flüsterte:

„Gott segne Dich für diese Worte, mein Kind. Ich habe diese Tage, seitdem ich Strömberg's Brief erhielt, in grenzenloser Angst verlebt. Ich fürchtete, Du würdest seine Hand annehmen, und ich wollte Dir nichts sagen, obgleich er mich in seinem Schreiben gebeten, mit Dir ein vernünftiges Wort zu reden, daß Du ein Dir angebotenes Glück nicht ausschlagen möchtest."

„Wann erhieltst Du den Brief?"

„An demselben Tage, als Du bei Strömberg's warst. Nun, mein Kind, werde ich mich über den Tod des Pastors trösten und wieder genesen, da ich weiß, daß Du lieber bei mühsamer Arbeit ausharrst, als Deine Freiheit verkaufst und eine Ehe ohne Liebe eingehst. Eine innere Stimme sagt mir, daß Dein Vater eines Tages zurückkehren wird", — Gerda schauderte bei diesen Gedanken Mariannen's — „und dann wird er seine Tochter dafür belohnen, weil sie so selbstständig geworden."

Gerda küßte die Hand der Mutter und setzte ihre Arbeit fort. Es war ihr unmöglich, Mariannen anzusehen, während diese von dem Vater sprach. Gerda hörte nur mit Schmerz die Schilderung der Mutter,

wie glücklich sie werden würden, falls der Vater lebte und zurückkehrte.

Marianne hatte während der verflossenen Jahre die Kälte und Lieblosigkeit ihres Mannes vergessen. Sie erinnerte sich der Periode ihrer Ehe, wo Liebe und Arbeitsamkeit in ihrem Hause walteten.

„O, möchte sie sterben, ohne das Verbrechen zu erfahren, welches er begangen", dachte Gerda. „Möchte sie immer diese Illusionen hinsichtlich eines Gatten bewahren, der nie ihrer Liebe und Hingebung werth gewesen ist."

Während Frau Ahrnell die Zukunft mit den hellsten Farben ausmalte, und die Träume, welche sie seit Jahren genährt, in Worte kleidete, klopfte Jemand an die Thüre.

Gerda öffnete.

Es war Carl.

Trotz des unbehaglichen Wetters war der Jüngling zum Södermalm gewandert, um die Bekanntschaft seiner früheren Nachbarin wieder anzuknüpfen.

Frau Ahrnell hieß ihn herzlich willkommen, dankte ihm für seine früheren Dienste und sagte, sie hätte es mit vielem Vergnügen vernommen, daß das Schicksal sich so günstig für ihn gestaltet habe.

Carl blieb den ganzen Abend bei der Wittwe, und sprach über das, was die beiden Frauen interessiren konnte. Als er mit ihnen ein einfaches Mahl eingenommen hatte, nahm er Abschied.

Marianne war für den unbefangenen, aber doch reich begabten Jüngling sehr eingenommen, und bat ihn, seinen Besuch bald zu erneuern.

„Ich bin für diese Erlaubniß sehr dankbar", sagte Carl, „denn seitdem Fräulein Edith und die Tochter des Professors nach der Schweiz gereist sind, kann ich Niemand besuchen, um in Mußestunden zu plaudern und Gedanken auszutauschen. Ich hatte eine große Sehnsucht nach Fräulein Edith, aber ich werde sie jetzt nicht mehr haben, da ich meinen Besuch bei Frau Ahrnell erneuern darf."

Carl's Ankunft hatte Gerda aus der peinlichen Lage gezogen, worin sie sich befand, während die Mutter über den Vater sprach. Aber dieses war nicht das einzige Gute, welches Carl's Besuch bewirkte. Während er mit ihnen sich unterhielt, hatte er eine Dame erwähnt, welche beim Professor Schneider das Modelliren von Medaillen erlernt hatte. Gerda dachte in ihrem leicht erregten Geiste gleich daran, ob sie nicht

auch dergleichen erlernen könnte, z. B. in Holz zu schnitzen.

Sie ergriff diesen Gedanken sogleich sehr lebhaft und malte sich hierauf die Zukunft in anderen Farbentönen aus. Die Hoffnung flüsterte ihr zu, daß sie zu Arbeiten dieses Genres berufen sei, und der Trost flößte ihr nicht blos den Glauben, sondern die Gewißheit ein, daß sie ihr Glück machen würde. Sie schlief an diesem Abend ein, entschlossen, mit Carl zu berathen, was sie wohl erlernen könnte, um eine gute Existenz zu gewinnen.

„Arbeit ist Ehre, Glück und Selbstständigkeit", dachte Gerda. „Die Arbeit wird mich vergessen lassen, was ich von der höchsten Seligkeit des Lebens eingebüßt habe; die Arbeit wird mich mit dem verbrecherischen Urheber meines Daseins versöhnen, denn durch Arbeit brauche ich keine Unterstützung von ihm anzunehmen.

Die acht Tage, welche Strömberg Gerda als Bedenkzeit gegeben hatte, waren verflossen. Sie schrieb folgenden Brief an ihn:

„Herr Strömberg!

„Mit vollem Bewußtsein, daß ich und meine Mutter Ihnen außerordentlich verpflichtet sind, ergreife ich die Feder, um Ihrem Wunsche gemäß auf das mich ehrende Anerbieten zu antworten. Ich würde hiezu nicht den Muth haben, hätte ich nicht während meines Aufenthaltes in England Ihre Handlungsweise hochachten gelernt. Und da Sie mir so viele Theilnahme und Güte erwiesen, so werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen ehrlich und offen erkläre, daß ich Ihre Gattin nicht werden kann.

„Bei meiner Gesinnung und meinem Charakter würde ich eine schlechte Gattin werden, falls ich mich ohne Liebe verheirathete, und nie werde ich Pflichten übernehmen, die ich nicht erfüllen kann.

„Wie sehr mich auch Ihr Anerbieten zum Dank verpflichtet, so bin ich doch fest entschlossen, dasselbe nicht anzunehmen, und bitte, ferner mit freundlichem Wohlwollen zu gedenken

Ihrer dankbaren

Gerda Ahrnell."

Pehr Strömberg trank gerade seinen Morgenkaffee als er diesen Brief empfing. Er las ihn zweimal,

faltete ihn dann mit einer Miene zusammen, die nichts weniger als Wohlwollen ausdrückte, und legte ihn auf den Tisch. Die Hand auf den Brief haltend, murmelte er: -

„Thörichtes Mädchen, die Du glaubst, Dein Wille komme vor einem Manne meines Charakters zur Geltung. Ich bin edelmüthig gegen Dich gewesen, aber weshalb? Weil ich Dich seit dem ersten Augenblicke, da Du an jenem Fenster arbeitetest, liebgewonnen und beschlossen, daß Du die Meinige werden solltest. Du glaubst vielleicht, daß Bitten und schöne Phrasen auf mich einwirken? Doch Du täuschest Dich; denn mir gelten nur meine eigenen Wünsche und deren Befriedigung. Also willst Du in Frieden leben, so sei auf Deiner Huth, denn meine Waffen sind gefährlich und können Dich vernichten, Dich, ein armes Kind, ohne Freunde, ohne Beschützer und ohne eine andere Stütze, als eine lahme Mutter. Der Ausgang des Kampfes zwischen uns ist schon entschieden, ehe wir ihn beginnen."

Strömberg erhob sich, ging zu seinem Schreibtisch und schrieb folgende Zeilen:

„Wohl ehre ich die Gründe, welche Ihre abschlägige Antwort dictirt, und habe für meine Person

weiter keine Bitte an Sie, aber dessen ungeachtet muß ich Sie freundlichst ersuchen, heute mit Frau Holm und Eliza bei uns zu Mittag speisen zu wollen. Ich selbst werde nicht zu Hause sein, aber ich hoffe, noch vorher Ihnen meine Hochachtung bezeigen zu dürfen. Pehr Strömberg."

Der Bediente erhielt Befehl, diesen Brief an Fräulein Ahrnell zu eigenen Händen abzugeben.

Als Gerda in's Zimmer trat, fand sie Strömberg allein. Sie wurde bei seinem Anblicke verlegen, und als er ihr artig entgegenkam und sie in's Nebenzimmer einzutreten bat, empfand sie ein Vorgefühl, daß die Unterredung sehr unangenehm werden könnte. Strömberg konnte ihr kein Vertrauen einflößen, da in seinen Augen der Ausdruck einer Katze lag, die auf Raub lauert.

„In Veranlassung Ihrer Zeilen muß ich Sie bitten, Fräulein Ahrnell, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken", sagte er, und bot ihr einen Stuhl an. Er selbst blieb stehen, und, die Hand auf den Sophatisch stützend, hub er wieder an:

„Sie haben mein Anerbieten ausgeschlagen. Obgleich ich die Gründe Ihrer Weigerung sehr achte, so wage ich doch, Ihnen die Frage vorzulegen, ob

Sie dadurch gegen sich und Ihre nächsten Verwandten klug gehandelt haben. Ich will nicht von Ihrer Mutter reden, sondern Sie nur daran erinnern, daß der Mann, welcher in diesem Augenblicke noch Ihr Freund ist, ein gefürchteter Feind werden könnte. Und wer würde dann seinen Zorn fühlen? Ja Derjenige, welcher der Urheber Ihres Daseins ist, und den ich in meinen Händen habe. Ein Wort von mir, und dieser Mann ist für seine Lebenszeit dem Gesetze verfallen. Er hat nicht allein Bigamie begangen, welches leicht zu beweisen ist, sondern in der Nacht vor seiner Abreise von Schweden, durch den Mord am Kämmerer Hengel, einem wehrlosen Greise, sich des Vermögens dieses Mannes bemächtigt und damit aus seinem Vaterlande nach Westindien sich begeben, um dort ein neues Leben zu beginnen, während ein armer unschuldiger Matrose wegen des Mordes und Diebstahls angeklagt und verhaftet worden ist."

Gerda saß wie versteinert da, die Hände gefaltet und starr vor sich hinblickend.

„Glauben Sie wohl gegen Denjenigen, der diese Thaten Ihres Vaters kennt, recht zu handeln, wenn Sie ihm Ihre Hand verweigern, und ihn zwingen, sich der Waffen zu bedienen, welche er besitzt,

um einen Elenden der gesetzlichen Strafe zu überantworten?"

„Herr Strömberg", sagte Gerda, und sah ihn mit festem Blicke an, „Sie können durch Drohungen, die Sie gegen meinen Vater ausstoßen, mich nicht zwingen, Ihnen meine Hand zu reichen."

„Nicht? Was sollte mich daran hindern?"

„Das Bewußtsein, daß Sie alsdann sich einer Grausamkeit schuldig machen."

„Ich bitte Sie, Fräulein Ahrnell, beachten Sie meine Worte; ich kann edelmüthig und hochherzig sein, aber nie auf Kosten meines eigenen Glückes. Und das Letztere ist von Ihnen unzertrennbar. Weigern Sie sich, meine Gattin zu werden, so kann und werde ich Ihnen nicht verzeihen und Sie mögen sich dann selbst die Folgen davon zuschreiben."

„Ich wünschte, daß ich einen solchen Charakter hätte, der sich zwingen läßt", antwortete Gerda und erhob sich. „Herr Strömberg, ich kann Ihre Gattin nicht werden, und im Bewußtsein, recht zu handeln, begebe ich mich in Gottes Hand. Mein unglücklicher Vater ist nicht in Schweden; die Verbrechen, welche er begangen, stellen ihn unter schwedische Gesetze, und

da er jetzt in England unter einem anderen Namen lebt, so kann ihn die ganze Strenge des Gesetzes nicht treffen. Daß er in Schweden eine Frau hat und dessenungeachtet in Westindien eine neue Ehe eingegangen ist, kann nicht bewiesen werden, da meine Mutter ihre Ansprüche niemals geltend machen wird. Ihr Nein auf die Frage, ob Herr Bernhard ihr Mann ist, gilt eben so viel als Ihr Ja. Mein Vater wird also wegen seines Verbrechens nicht bestraft werden und seine Tochter kann Ihnen das begehrte Opfer nicht bringen. Ich würde es thun, wenn mein Vater ein unglücklicher aber rechtschaffener Mann wäre."

Strömberg hatte auf Gerda's Jugend und Unerfahrenheit gerechnet. Er hatte es für eine leichte Sache gehalten, sie durch Einschüchterung zur Nachgiebigkeit zu bewegen, aber zu seiner Verwunderung beurtheilte das junge Mädchen es sehr richtig, wie wenig Macht Strömberg in Wirklichkeit über sie besaß.

Er fühlte sich auch im ersten Augenblicke eher verwundert als gereizt, und war erstaunt darüber, daß Gerda bei ihrem milden und ergebenen Aeußeren eine so ruhige und feste Haltung annehmen konnte.

„Ist das Ihr unabänderlicher Entschluß?“ fragte Strömberg.

„Ja.“

„In diesem Falle, Fräulein Ahrnell, wird es einen Kampf zwischen uns geben. Wir werden ja sehen, wer dabei verlieren wird. Erinnern Sie sich, daß ich von den Waffen Gebrauch machen werde, vor denen ich Sie gewarnt habe.“

„Herr Strömberg, wenn man für eine ungerechte Sache mit unedlen Waffen kämpft, so kann man nicht auf Sieg hoffen. Ich bin indeß Ihres Angriffes jederzeit gewärtig und überzeugt, daß Gott mich schützen wird.“

„Wir werden ja sehen. Ich verlasse Sie jetzt und hoffe, daß Sie sich nicht weigern, heute Eliza das Vergnügen zu bereiten, mit ihr zu Mittag zu speisen. Morgen wird sie das elterliche Haus verlassen und in ein Pensionat eintreten. Das, was zwischen uns vorgefallen, darf Sie gegen meine Tochter nicht unfreundlich stimmen. Sie sind zu gut, um gegen ein Kind Groll zu hegen, selbst wenn der Vater desselben Ihr Feind ist.“

„Ich bin Niemandes Feind“, antwortete Gerda, „und die kleine Eliza werde ich immer lieb haben.“

Strömberg blickte Gerda lange an und sprach leise vor sich hin:

„Glücklich für uns Alle, wenn Sie nicht einen so halsstarrigen Charakter hätten.“

Mit eiligen Schritten ging er zur Thüre hinaus und Gerda flüsterte:

„O, mein Gott, es war also nicht blos eine düstere Ahnung, sondern eine schreckliche Gewißheit, daß mein Vater einen Mord begangen hat!“

Einige Minuten vergingen; die Thür ging auf, die kleine Eliza kam hereingehüpft und warf sich Gerda zärtlich um den Hals.

Als am folgenden Morgen Gerda die Mutter mit einem Kusse begrüßte, war das Aussehen des jungen Mädchens bedeutend verändert. Ihre sorgenvolle Wehmuth war geschwunden und an deren Stelle ein Zug von Entschlossenheit getreten, als wenn sie allen weichlichen Klagen Lebewohl gesagt und nun mit Muth und Kraft den unglücklichen Ereignissen entgegentreten wolle.

„Du siehst heute so unternehmend aus, mein Kind“, sagte Marianne und streichelte der Tochter die

Wange. „Es thut meinem Herzen wohl, in Deinem Auge nicht mehr den stummen Schmerz zu lesen, der in letzterer Zeit daraus geblickt.“

„Habe Dank, geliebte Mama, für diese Worte. Ich werde streben, nicht wieder wehmüthig zu werden“, sagte Gerda und bedeckte die Hand der Mutter mit Küssen. „Es geht mir, wie allen Menschen: so lange nicht eine große Sorge oder Gefahr droht, überläßt man sich dem Schmerz, welchen Unannehmlichkeiten bereiten, und plagt sich selbst dadurch; aber widerfährt einem dann ein wirkliches Unglück, so erwacht die schlummernde Seelenstärke.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Marianne beunruhigt.

„Nur das, daß ich von nun an Herrn Strömberg als meinen Feind betrachten muß. Er ist reich, ich bin arm, sein Ansehen ist groß, meine Stellung ist eine geringe und unbedeutende. Der Kampf wird also somit sehr ungleich sein, wenn es dazu kommen sollte. Er kann mir schaden, was ich ihm gegenüber nicht versuchen könnte, wenn ich es auch wollte. Also Muth und Festigkeit, wenn eine unerwartete Gefahr mir entgegentritt! Gott hilft Demjenigen, welcher sich selbst hilft; und nun an's Werk.“

Es lag etwas so Entschlossenes in Gerda's Ton und Blick, daß auch Marianne sich dadurch ermuthigt fühlte, obgleich sie eine Furcht vor der Zukunft nicht unterdrücken konnte.

Der Tag ging zu Ende, ohne daß auf Gerda und ihre Mutter etwas störend eingewirkt hätte. Als es bereits zu dunkeln begann, saß Gerda an der Seite Mariannen's und theilte ihr die Pläne mit, welche sie entworfen.

Gerda hatte von ihrem bei Strömberg's erworbenen Lohn hundert und fünfzig Thaler erspart und dieselben in die Sparkasse gegeben. Sie wollte nun diese Summe anwenden, um Etwas zu erlernen, wodurch sie sich eine mehr gesicherte Existenz schaffen könnte, und dachte zunächst an Unterricht im Zeichnen, wozu sie nicht unbedeutende Anlagen zu haben glaubte. Mit Nähen und Sticken konnte sie, selbst bei vierzehnstündiger Arbeit, doch nur anderthalb Reichsthaler Schwedisch*) erwerben, aber manche Tage brachten ihr auch nur einen Reichsthaler ein. Erhielt sie also keine andere Beschäftigung, so konnte sie nicht mehr verdienen, als zum täglichen Unterhalt nöthig war,

*) 1 Thlr. Schwedisch = 11¼ Sgr. Preuß.

und niemals etwas ersparen, um im Alter oder für Krankheitsfälle sich gegen Nahrungssorgen zu schützen. Sie hatte auch an ihrer Mutter das Beispiel, wie anstrengende Arbeit und beständiges Sitzen die Gesundheit vor der Zeit untergräbt und dieselbe von Jahr zu Jahr schwächer wird. Gerda sah mit Unruhe der Zeit entgegen, wo die Mutter gar nicht mehr arbeiten könnte, und die Nähterei nicht mehr hinreichen würde, um Beide zu ernähren. Deshalb war Gerda gezwungen, sich noch einige Kenntnisse anzueignen, um so viel zu verdienen, daß sie nicht mit Sorgen an den folgenden Tag zu denken brauche. Mutter und Tochter waren darüber einig, daß Gerda ihr Erspartes zu gedachtem Zwecke anwenden solle, als es an die Thür klopfte und Carl Gustafson eintrat.

Gerda erklärte, es sei bestimmt eine glückliche Fügung des Schicksals, daß er gerade jetzt käme, da sie den ganzen Tag an ihn gedacht hätte. Carl lächelte und erröthete bei dieser Erklärung des schönen Mädchens.

Er fragte, weshalb sie an ihn gedacht, und Gerda antwortete, daß es aus reinem Egoismus geschehen sei.

Als sie und ihre Mutter beim Schein der Lampe

die während der Dämmerstunde unterbrochene Arbeit wieder fortsetzten, erzählte Gerda, daß sie an dem Tage, an welchem sie sich mit Carl auf dem Kirchhofe getroffen, Pastor Z. besuchen wollte, um von ihm meinen Rath für die Zukunft zu erbitten. Sie wollte Etwas erlernen, wodurch sie mehr verdienen könnte als jetzt. Da aber der Tod ihr den Rath des Pastors Z. geraubt, so hätte statt dessen das Schicksal ihr Carl zugeführt. Sie wandte sich nun an ihn mit der Frage, wo sie Unterricht im Zeichnen erhalten könnte, um späterhin bei einem Lithographen arbeiten zu können. Auf diesen Gedanken sei sie erst nach dem letzten Besuche Carl's gekommen, als er von der Medaillenmodellirung gesprochen. Sie entwickelte ihre Pläne und sprach ihre Ueberzeugung aus, daß sie natürliche Anlage zum Zeichnen habe, weil sie ohne Unterricht von Kindheit an mit großer Leichtigkeit Muster gezeichnet und zu ihren Stickereien selbst ausgedacht hätte.

Das Resultat ihrer beiderseitigen Besprechung war, daß Carl sie in den ersten Elementen unterrichten und Gerda später einen geschickteren Lehrer annehmen sollte, denn Carl sprach von seinem großen Talente sehr anspruchslos.

Als derselbe sich aus der Wohnung der Wittwe entfernte, ließ er in Gerda's Seele viel versprechende Hoffnungen für die Zukunft zurück. Das junge Mädchen schlief mit einem Gebete ein, worin sie zu Gott um Schutz und Glück für Denjenigen flehte, welchen sie liebte; auch betete sie für ihren verbrecherischen Vater.

Wäre Gerda's Glaube weniger stark und ihr Vertrauen zu der Vorsehung minder warm und herzlich gewesen, so hätte sie am folgenden Tage leicht an Gottes Güte verzweifeln können, aber ihre Liebe zu Gott und ihr Glaube an seinen Beistand waren mit ihrer Seele so verwachsen, daß sie nicht durch die härtesten Prüfungen erschüttert werden konnten.

Der Vormittag war noch nicht weit vorgeschritten, als die Thür ihrer Wohnung geöffnet wurde und Herr Strömberg eintrat. Gerda empfand bei seinem Anblicke ein peinliches Gefühl von Unruhe, aber dasselbe schwand, als sie sich erinnerte, daß Strömberg vermuthlich die Arbeit bezahlen wolle, welche neulich Frau Holm für die kleine Eliza bestellt hatte. Strömberg's Benehmen gegen Gerda und Marianne war weder kälter noch stolzer, als gewöhnlich. Er wollte seine Schuld bezahlen, und als dieses geschehen, fragte er nach Frau Ahrnell's Gesundheit

und gab ihr hinsichtlich des Nervenfiebers, woran Marianne im Herbst und Frühling litt, einen guten Rath.

Gerda wurde bei dem verlängerten Besuche Strömberg's unruhig und ahnte, daß seine längere Unterhaltung über die Kränklichkeit der Mutter nicht absichtslos sei. Es war ihr sehr peinlich, daß Strömberg fortwährend sie ansah, und sie gerieth in die größte Verlegenheit, als er sich also an sie wandte:

„Ich bringe Ihnen einen Gruß von Eliza, Fräulein Ahrnell, welche gestern nach Westeräs gereis't ist."

Gerda verbeugte sich, um auf diese Weise ihren Dank auszudrücken. Strömberg fuhr fort:

„Bei unserer letzten Unterredung vergaß ich die eigentliche Ursache, weshalb ich mit Ihnen zu reden wünschte, da ich gerne wissen wollte, ob Sie in der fraglichen Sache einen unwiderruflichen Beschluß gefaßt. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich es kaum glauben kann, Sie hätten damals in vollem Ernste gesprochen. Vielleicht sind Sie jetzt, nach nochmaliger Ueberlegung, geneigt, Ihre vorgestrige Erklärung zurückzunehmen. In diesem Falle können Sie auf mich im Leben und Tode bauen."

Marianne betrachtete bald Strömberg, bald die Tochter mit ängstlichen Blicken.

„Ich werde die Erklärung, welche ich bei unserem letzten Zusammentreffen abgab, niemals zurücknehmen," versicherte Gerda.

„Nicht? Sind Sie dessen vollkommen gewiß?"

„Vollkommen!"

„Nun, dann werde ich nicht mehr von der Sache reden, sondern zu diesem Briefe übergehen, den ich von Herrn Bernhard erhalten habe." Strömberg zog langsam einen Brief aus seiner Brusttasche hervor. Gerda erbleichte und erhob sich schnell mit den Worten:

„Es ist doch wohl nicht Ihre Absicht, hier den Inhalt desselben mitzutheilen?"

„Es war meine Absicht nicht, allein jetzt ist sie es. Sie haben es so gewollt, und also ist es allein Ihre Schuld." Strömberg's Stimme klang hart und kalt.

„Wie, meine Tochter," sprach Marianne erregt, „Du besitzest ein Geheimniß vor Deiner Mutter?"

„Frau Ahrnell," antwortete Strömberg mit ironischem Lächeln, „ich fürchte, daß Ihre Tochter vor ihrer Mutter nicht ein, sondern viele Geheimnisse besitzt."

„Gerda, wer ist dieser Bernhard, von dessen

Brief ich nichts erfahren soll?" fragte Marianne, und betrachtete die Tochter mit strengem Blicke. Die Hände der nervenschwachen Frau zitterten, so heftig erregt war sie.

„Nun, Fräulein Ahrnell, haben Sie die Güte, Ihrer Frau Mutter mitzutheilen, wer der fragliche Mann ist, und in welchem Verhältniß Sie zu ihm stehen," sagte Strömberg. „Sie wollen mich doch wohl nicht zwingen, daß ich es thun soll."

Gerda schwieg. Ihre Stirnadern schwollen; in ihrem Innern fand ein heftiger aber stummer Kampf statt. Wollte Strömberg ihr die schreckliche Wahl lassen, entweder vor ihrer Mutter in einem trüben Lichte zu erscheinen, oder der Letzteren die schmerzliche Nachricht mitzutheilen, daß ihr Gatte sie verrathen, eine Andere geheirathet und sich eines Verbrechens gegen Gesetz und Gewissen schuldig gemacht habe? Gerda sann darüber nach, welches der härteste Schlag für die Mutter sein würde.

Als Gerda nicht sogleich antwortete, richtete sich Marianne an der Stuhllehne empor, und rief mit der nervösen Personen eigenen Heftigkeit:

„Gerda, ich fordere es, daß Du Dich sogleich erklärst. Ich muß wissen, wie Du jenen Mann kennen

lerntest, dessen Namen Du nie genannt und weshalb Du fürchtest, daß ich mit dem Inhalte jenes Briefes bekannt werde."

„Mama, ich kann Dir nichts über Herrn Bernhard mittheilen, ich kann Dir auch keine Aufklärungen über diesen Mann geben, und solltest Du mir auch deshalb zürnen oder mich verkennen."

„Du weigerst Dich also, mir mitzutheilen, in welchem Verhältnisse Du zu ihm stehst?" Marianne zitterte und konnte sich kaum aufrecht erhalten.

„Ich stehe in keinem Verhältnisse zu ihm, und ich beschwöre Dich auf den Knieen, frage mich nicht. Meine Zunge würde nicht gehorchen, wenn ich auch gezwungen würde, mich über ihn zu äußern. Du mußt mich kennen und mir glauben, wenn ich Dir heilig versichere, daß Deine Tochter sich nie etwas erlaubt hat, worüber Du zu zürnen brauchst."

„Wenn das der Fall ist, mußt Du unverholen reden. Wenn Du willst, daß ich Dir glauben soll, so sei aufrichtig."

„Gerade dieses ist mir unmöglich, weil ich Dir keinen Schmerz bereiten möchte."

Marianne zog heftig ihre Hand zurück, welche

Gerda ergriffen hatte, und wandte sich an Strömberg mit den Worten:

„Herr Strömberg, ich fordere von Ihnen, als einem rechtschaffenen Mann, daß Sie mir den Brief zeigen, welchen Sie meiner Tochter mittheilen wollten. Ich muß das Geheimniß kennen lernen, welches sie mir verschweigen will, und sollte mir auch das Herz darüber brechen."

Strömberg sah auf Gerda mit einem Blicke, welcher sagte:

„Noch ist es Zeit! Ein Wort, und Du rettest Deine Mutter von dem Schlage, welchen sie nicht wird ertragen können."

In diesem Augenblicke beherrschte Gerda's Seele nur ein Gedanke: die Sorge für ihre Mutter.

„Sie haben gesiegt," flüsterte Gerda. „Ich bin überwunden, lassen Sie uns den Kampf beenden; ich gehe lieber auf Ihr Anerbieten ein, als daß ich den Kampf fortsetze."

Strömberg zog die Hand zurück, in welcher er den Brief hielt, doch in dem Augenblicke, in welchem er ihn in die Brusttasche stecken wollte, bemächtigte sich Marianne desselben.

„Frau Ahrnell!" rief Strömberg, „dieses Schrei-

ben ist an mich gerichtet, und ich erlaube Ihnen nicht, es zu lesen. Ich fordere es ungelesen zurück. Jeder unedle Verdacht gegen Ihre Tochter ist ungerechtfertigt."

„Mein Herr, Sie sind hierher gekommen, um mir den Inhalt des Briefes mitzutheilen; derselbe berührt meine Tochter, und ohne Gewaltmaßregeln zu ergreifen, erhalten Sie denselben nicht wieder. Beim ersten Versuch indeß, mich desselben zu berauben, werde ich um Hülfe rufen," erklärte Marianne. „Wenn Sie und Gerda sich verabredet haben zu schweigen, so soll es ihr doch nichts helfen. Ich will und muß den Inhalt dieses Briefes kennen lernen."

Strömberg betrachtete Marianne mit einem Blicke, als wenn er die Absicht hätte, sie in Stücke zerreißen zu wollen. Er sah ein, daß das Versprechen, welches Gerda ihm gegeben, von keinem Werthe sei, wenn er das Schreiben verloren, welches ihm Macht über sie gab.

Gott weiß, zu welchem Excesse Strömberg sich hätte verleiten lassen, wenn nicht eine alte Dame, für welche Gerda zu sticken pflegte, in's Zimmer getreten wäre. Dieselbe hatte einige Kleinigkeiten zu arbeiten, und Gerda mußte ihr verschiedene Muster zeigen und

sich lange mit ihr unterhalten. Marianne war bei dem Eintritt der alten Dame in ihren Lehnstuhl zurückgesunken und Strömberg an's Fenster getreten.

Während Gerda die Muster hervorholte und dieselben mit zitternden Händen zeigte, entfaltete Marianne den Brief. Bei dem ersten Blick in denselben seufzte sie. In Folge dessen sah sich Strömberg um, und Gerda eilte auf die Mutter zu. Aber Marianne schob sie mit Heftigkeit von sich und verschlang den Inhalt des Briefes. Als sie zu Ende war, ertönte von ihren Lippen ein durchdringender Schrei. Sie sank in den Lehnstuhl zurück; das Gesicht war verzerrt; die Unglückliche hatte einen Anfall von Nervenschlag.

Die alte Dame, welche die Muster besehen hatte, stürzte zur Thür hinaus, und Gerda warf sich über ihre Mutter, indem sie Strömberg zurief:

„Sie haben meine Mutter getödtet! Wehe über Sie!" —

Beim Scheine eines kleinen Lämpchens saß Gerda mit verweinten Augen und arbeitete.

Die Kirchthurmuhren verkündeten Mitternacht.

In dem weißen Bett schlummerte die Mutter.

Die durch Mariannen's Erkrankung erschreckte Dame war zu einem Arzte geeilt, welcher der Kranken sogleich ein beruhigendes Mittel verschrieben. In Folge dessen lag Marianne in sanftem Schlummer, welcher über ihre Sinne den Schleier der Vergessenheit breitete, während ihre Tochter wachte und arbeitete.

Gerda hatte so viel geweint, daß ihre Augen fast aus den Höhlen getreten waren; allein sie wagte nicht, sich zur Ruhe zu begeben. Deutlicher als je stand es ihr jetzt vor der Seele, daß sie jede Minute nach Kräften nützen müsse, um die Mutter und sich selbst vor Noth zu bewahren.

Wir wollen nicht Gerda's Gemüthsstimmung, die Gefühle ihres bitteren Schmerzes, die sich selbst gemachten Vorwürfe und die Angst, die ihre Brust erfüllte, schildern, sondern einen Blick auf den unheilvollen Brief werfen, der die arme Marianne auf's Krankenbett geworfen hatte. Derselbe lag vor Gerda auf dem Tische und wir können, während sie näht, von dem Inhalte Kenntniß nehmen. Er lautete:

„Bruder Strömberg!

„Dein letztes Schreiben erweckt in der That meine Verwunderung, denn Drohungen von Deiner Seite erscheinen mir unerklärlich. Wir sind ja alte Freunde,

also wozu mit etwas Anderem, als klugen Worten aufeinander einwirken? Du sprichst von denjenigen, die ich in der Heimath zurückgelassen habe. Ich bin bereit, denselben eine Unterstützung von 1000 Thalern Schwedisch jährlich zu geben. Diese Summe wird ausreichen, um sie gegen Noth zu schützen und ihnen eine leidliche Existenz sichern. Du kannst ihnen diese Summe für meine Rechnung, und zwar als eine edelmüthige Gabe von Dir, auszahlen. Auch halte ich es für das Klügste, daß Du sie in dem Glauben läßt, ich sei gestorben, denn ich kehre nie wieder.

„Einst waren sie mir lieb, allein jetzt erinnere ich mich ihrer nur mit Unbehagen. Die Noth und das Elend, in welches ich durch meine Ehe gerathen, hat mich aus einem rechtschaffenen Manne zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Es darf Dich also nicht verwundern, wenn ich nach Verlauf von neun Jahren und als Gatte einer jungen schönen Frau zwei Wesen nicht mehr sehen mag, die mich an all' das Unglück meines Lebens erinnern. Verwende das Geld, welches ich für sie ausgeworfen habe, nach bester Ueberzeugung, aber erspare mir weitere Erinnerungen an Weib und Kind.

Dein Freund

John Bernhard."

Marianne würde niemals Verdacht geschöpft haben, daß dieser Brief von ihr und Gerda handelte, wenn sie nicht die Handschrift wiedererkannt hätte, die sie so oft gesehen und niemals vergessen konnte. Eine Handschrift, die sie seit neun Jahren wiederzusehen hoffte, damit sie einen geliebten Gatten zurückerhalte und ihrem Kinde eine sorgenfreie Zukunft gesichert werde. —

Wie schrecklich enttäuscht sah sie sich jetzt in ihren Hoffnungen, da sie, nach so langer Zeit des Harrens, endlich die liebe Handschrift wiedersah, aber nur, um aus einer schwachen kranken Frau, die noch zu arbeiten vermochte, in eine gänzlich gelähmte verwandelt zu werden.

Tage vergingen, in denen Gerda für ihren beiderseitigen Unterhalt arbeiten und zugleich als Krankenpflegerin wirken mußte. Ihr Schmerz über die Krankheit der Mutter wurde zum Schweigen gebracht, indem sie durch angestrengte Arbeit so viel verdienen mußte, als zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen erforderlich ist. Gerda hatte nicht Zeit, ihr Unglück zu empfinden.

Mariannen's Zustand besserte sich indessen wieder, allein nach Aussage des Arztes würde sie an der

rechten Seite gelähmt bleiben, und also zur Arbeit unfähig sein.

Als der Arzt Gerda diese betrübende Nachricht mittheilte, blieb das junge Mädchen ruhig und antwortete mit fester Stimme:

„Ich werde dann künftig für uns Beide arbeiten.“ Und sie arbeitete nun oft bis tief in die Nacht hinein.

Als Marianne wieder so ziemlich hergestellt war, äußerte sie eines Tages zu Gerda:

„Ich habe mich schwer gegen Dich vergangen, mein Kind, kannst Du mir verzeihen?“

Dieses war das erste Mal, daß Gerda über die Ursache der Krankheit ihrer Mutter sprach. Sie hatte sich schon mit der Hoffnung geschmeichelt, die Mutter hätte vergessen, wodurch die Krankheit hervorgerufen worden sei. Nun gab sie ihrer Mutter die liebreiche Versicherung, daß sie ihr nichts zu verzeihen habe.

Mutter und Tochter sprachen nun von jenem Brief. Gerda suchte die Handlungsweise des Vaters in das vortheilhafteste Licht zu stellen, und verschwieg, was sie über das Verbrechen desselben wußte.

Marianne und Gerda hatten einen Widerwillen gegen eine Unterstützung von Seiten Bernhard's, und

Gerda schauderte bei dem Gedanken, von dem Blutgelde etwas anzunehmen.

Als Gerda eines Tages wie gewöhnlich rastlos arbeitete und Marianne auf dem Sopha lag, erhielten sie einen Brief von Strömberg. Er hatte sich während Mariannen's Krankheit oft nach ihrem Befinden erkundigt und ihnen alle Hülfe, die sie bedurften, angeboten.

Der Brief, welchen Gerda öffnete, enthielt 250 Reichsthaler, als das erste Quartal der Pension, welche Bernhard für Frau Ahrnell ausgesetzt hatte; gleichzeitig erinnerte Strömberg Gerda an die Worte wegen Beendigung des Streites.

Sie wisse, so schrieb er, durch welche Mittel sie den Streit beendigen könne, aber sie würde ihn auch jetzt genügend als einen Mann kennen gelernt haben, der nicht mit sich spielen lasse. Er sei zwar sehr betrübt über den Eindruck, welchen Bernhard's Brief auf ihre Mutter gemacht, aber er lege ihr die Frage vor, ob sie nicht selbst die Krankheit herbeigeführt, da sie durch eine hoffnungslose und unverständige Laune ihre und ihrer Mutter Zukunft verscherzt. Er bat sie, sich noch einmal zu bedenken, weil er für die weiteren Folgen nicht verantwortlich sein könne,

falls sie darauf beharre, ihm ihre Hand zu verweigern.

Gerda las den Brief Strömberg's der Mutter laut vor, und deren einzige Antwort war:

„Sende das Geld zurück, Gerda, ich will lieber sterben, als etwas von — von — ihm annehmen, und was Strömberg's Drohung anbetrifft, so ängstige Dich deshalb nicht. Er hat uns gewiß so viel Uebles zugefügt, als er vermochte, und ein Mann, der einem wehrlosen Weibe planmäßig schaden kann, ist kein Gatte für Dich."

Gerda antwortete nicht, allein sie empfand eine so tiefe Erbitterung gegen Strömberg, daß sie lieber jedes Leiden vorzog, als mit ihm gezwungen eine Ehe einzugehen.

Sie schrieb ihm folgende Antwort:

„Als ich es noch vermochte, meine Mutter gegen den bitteren Schmerz zu schützen, der sie jetzt betroffen hat, war ich Willens, mich zu opfern, um einen so unedlen Streit zu beendigen, der ihren Tod herbeiführen konnte. Nun aber, Herr Strömberg, kann meine arme, beklagenswerthe Mutter nicht noch unglücklicher werden. Ich kann und werde nicht dem Manne meine Hand reichen, der durch elende Rache

eine ohnehin unglückliche Frau gänzlich arbeitsunfähig gemacht hat. Gott ist gütig und er wird uns auch gegen die Verfolgung schlechter Menschen schützen. Deshalb, Herr Strömberg, ist es mein unwiderruflicher Entschluß: die arme Gerda Ahrnell wird niemals Ihre Frau werden. Anbei sende ich Ihnen Herrn Bernhard's Geld zurück. Seien Sie so freundlich ihm mitzutheilen, daß ich und meine Mutter ohne seine Hülfe uns durchbringen werden. Und nun erwarte ich das, was da kommen mag.

Gerda Ahrnell."

An demselben Tage, an welchem Gerda diese Zeilen an Strömberg sandte, richtete sie auch einige Worte an Herrn Bernhard in London. Der Inhalt des Briefes lautete:

„Ahrnell's Tochter hatte das Unglück, bei ihrem Zusammentreffen mit Herrn Bernhard zu erkennen, wer dieser sei.

Dieses Erkennen wäre jedoch ein Geheimniß geblieben, welches sie treu in ihrem Herzen bewahrt haben würde, hätte nicht der Zufall und Ihr Freund Strömberg es so gefügt, daß meine Mutter Ihren Brief gelesen hätte. Sie wird ihn jedoch nicht verrathen, aber wir erklären Ihnen hiermit, daß wir ge-

sonnen sind, niemals eine Unterstützung von Ihnen anzunehmen.

„Noch eine Warnung füge ich hinzu: Kehren Sie niemals nach Schweden zurück und hüten Sie sich vor Demjenigen, welcher um Ihre Verbrechen weiß. Rechnen Sie nicht auf eine Anhänglichkeit von Seiten der Tochter Ahrnell's. Diese wird sich nie für einen Vater opfern, der sich ihrer Achtung und ihrer Liebe unwerth gemacht hat. Bestreben Sie sich, das Böse, welches Sie gethan, durch Menschenliebe und Güte gegen Unglückliche wieder gut zu machen.

Für Sie zu beten ist Alles, was vermag

Gerda Ahrnell."

Frau Ahrnell lag in einem tiefen Schlummer, während Gerda diese Worte schrieb. Als sie den Brief zusammengelegt und adressirt hatte, öffnete sich die Thür und Carl trat ein.

Er hatte während Frau Ahrnell's Krankheit seinen früheren Nachbarn die freundlichste Theilnahme bewiesen.

Die gelähmte und sehr schwache Frau erwachte

bei Carl's Eintreten nicht. Dieser nahm schweigend an Gerda's Seite Platz, und Beide unterhielten sich flüsternd.

Carl übernahm es, den Brief an Herrn Bernhard am folgenden Tage auf die Post zu bringen, und nachdem dieses besprochen, wurde bestimmt, daß Gerda am nächsten Sonntage mit den Zeichnenstunden beginnen sollte.

Der junge Künstler, welcher hierin Erfahrung und einen sicheren Blick hatte, sah ein, daß es Jahre erfordern würde, ehe Gerda eine Geschicklichkeit im Zeichnen erlangen könne. Deshalb schlug er ihr vor, daß sie während dieser Zeit Lectionen in der englischen Sprache ertheilen sollte, welche sie während ihres Aufenthaltes in England erlernt und mit denen sie unbedingt einen größeren Verdienst erzielen würde, als durch Nähen. Es käme nur darauf an, ihr einige Schüler zu verschaffen, und er wolle bis nächsten Sonntag darüber nachdenken.

Gerda fühlte sich nach dem Besuche Carl's beruhigter, als jemals seit der Krankheit ihrer Mutter. Die Zukunft erschien ihr weniger düster, und die Hoffnung, das Glück des Armen, lächelte ihr wieder tröstend entgegen.

Sie hatte jedoch in der Nacht einen sehr unangenehmen Traum. Es träumte ihr, daß sie wieder so arm sei, wie sie es bei der Abreise ihres Vaters gewesen war, und daß sie umhergehen und betteln müsse, um ihre Mutter vor dem Hungertode zu schützen. Alle, die sie um eine Gabe ansprach, kehrten ihr jedoch den Rücken mit den Worten:

„So lange Dein Vater frei umhergeht und der Unschuldige statt seiner leidet, werden wir Dir nicht helfen, denn Deine Armuth ist eine Strafe Gottes."

Bei Menschen, welche mit einer regen Phantasie begabt sind, spielen die Träume eine große Rolle, und so war es auch bei Gerda. Als sie erwachte, lag die Erinnerung an den Traum ihr schwer auf der Seele, und es war ihr, als wenn sie an den Verbrechen ihres Vaters Antheil hätte. Sie hatte vorher nie der Worte gedacht: „die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied." Jetzt aber waren ihr diese Worte tief in die Seele gegraben. Auf ein schwaches und weiches Gemüth würde ein solcher Traum einen niederschlagenden Einfluß ausgeübt haben, aber auf Gerda wirkte er wie eine Anregung, um durch ein tadelfreies Leben

und eine gewissenhafte Pflichterfüllung die Schuld ihres Vaters zu sühnen.

Die Stellung Carl's zum Professor Schneider war fortwährend nur die eines Arbeiters zu einem Arbeitgeber. Er zeichnete, goß in Gyps, modellirte Ornamente u. s. w., und galt für den tüchtigsten Arbeiter des Professors.

Er erhielt einen guten Lohn und bekam auch die Kleinigkeiten, die er in Holz schnitzte, gut bezahlt, weil sie wirklich meisterhaft gearbeitet waren.

Professor Schneider hatte also bedeutenden Nutzen von Carl und hätte ihn um Alles nicht verlieren mögen; aber er hielt eigensinnig an dem Entschlusse fest, aus ihm nur einen künstlerischen Arbeiter zu machen. Carl bemühte sich vergebens, es dem Professor klar zu machen, daß er nicht Bildhauer in Ornamenten bleiben wolle, und suchte daher auf eigene Hand die höhere Bildhauerkunst und die Malerei zu studiren. Zu dem Zwecke verwendete er sein erspartes Geld, und der Professor würde sich gewundert haben, hätte er die Selbstständigkeit und Ausdauer geahnet, womit Carl still und anspruchslos nach künstlerischer Ausbildung strebte.

Doch der gewissenhafte Jüngling vergaß nicht, daß der Professor ihm die erste Gelegenheit gegeben, sich zu dem zu entwickeln, was er eines Tages zu werden hoffte.

Seit dem letzten Jahre hatte der Professor Carl's Arbeit stückweise bezahlt, weil Carl ausdauernder arbeitete, als seine Kollegen, und somit doppelten Lohn erwerben konnte. Da er sparsam und ordentlich war, so legte er eine ganz hübsche Summe zu einer Kunstreise zurück.

Carl bewohnte in dem Hause des Professors ein ziemlich großes Zimmer. Dieses glich mehr einem Kabinette von Kunstsachen und Künstlergeräthschaften, als einer Wohnung. Dort fand man Staffeleien, Modelle, Pinsel, Marmorblöcke, Meißel, Paletten, Gypsfiguren und Gemälde, Skizzen, halbfertige Marmorfiguren und eine kleine Büchersammlung. Ein paar Stühle, ein Bett, drei Tische, sowie eine Kommode mit einem kleinen Spiegel machten das Meublement aus, und dieses Alles war in den dunkelsten Winkel des Kabinetts gestellt und so placirt, daß es den möglichst kleinsten Raum einnahm.

Hinter einem großen Schirm, der versteckt in einer anderen Ecke stand, arbeitete Carl unbemerkt.

Während der Knabe, dem die Reinigung des Zimmers oblag, dieses wichtige Geschäft ausführte, war Carl immer mitten im Zimmer und erlaubte dem Burschen nicht einmal, sich dem mystischen Schirme zu nähern. Carl empfing nie Besuch und kam mit seinen Kameraden in keine andere Berührung, als wenn sie zusammen im Atelier arbeiteten. Auch der Professor kam nicht in sein Zimmer, und der Einzige, welcher zuweilen über seine Schwelle schritt, war sein Bruder Niklas.

Eines Sonnabends stand Carl zeitig auf, aber nicht um zu arbeiten, sondern um Niklas zu besuchen und mit ihm über Verschiedenes zu berathschlagen.

Carl hatte die ganze Nacht darüber gegrübelt, wie er es möglich machen könnte, Gerda einige Schüler im Englischen zu verschaffen, damit sie eine hinlängliche Einnahme und mehr Muße zum Zeichnen hätte.

Carl hatte eben seine Toilette vor dem Spiegel beendet und stand im Begriff, den Ueberrock anzuziehen, als sein Blick auf den Schirm in der Ecke fiel. Er legte den Ueberrock bei Seite und ging zu der geheimnißvollen Ecke, indem er murmelte:

„Ich muß *sie* sehen, bevor ich ausgehe, da ich

mich doch den ganzen Tag über nicht mit ihr beschäftigen kann."

Er ging hinter den Schirm und zog eine rothe Decke von einem Gegenstande, der auf einem erhöhten Platze stand.

Auf einem grobzugehauenen Piedestal von Holz stand ein Modell in Thon, welches ein betendes Kind darstellte.

Es war ein Mädchen in dem Alter, wo es gerade aus der Kindheit heraustritt. Die ganze Figur glich einer Knospe, die jenem Alter gleichsam einen poetischen Duft verleiht. Ihre knieende Stellung, die gefalteten emporgehobenen Hände, der gebeugte Nacken und das aufwärtsgerichtete Antlitz trugen ein unverkennbares Gepräge von Andacht, Zuversicht und Ergebenheit, so daß man Worte zu hören glaubte, welche über die halbgeöffneten Lippen gingen. Das Antlitz selbst war in Form und Ausdruck von idealer Schönheit und voll Leben, so daß man versucht werden konnte zu glauben, es schlage ein Herz in dieser Brust. Die Unschuld und der Glaube, welche aus den Zügen sprachen, zwangen den Zuschauer gleich der Betenden, die Gedanken zu Gott zu erheben.

Der junge Schöpfer dieses Kunstwerkes betrachtete

dasselbe mit einem Blicke, wie ein leidenschaftlich Liebender seine Geliebte, und flüsterte seufzend:

„Hätte ich sie in Marmor, und wäre meine Hand so sicher, wie meine Liebe zu der Idee warm und innig ist, so würde sie meinen Namen unsterblich machen, aber es wird mir wohl niemals gelingen, dem Marmor Leben und Seele einzuhauchen, wenn ich aus demselben auch die schönsten Formen gestalten könnte. Wie schade, wenn meine Begeisterung nicht so meinen Meißel beherrscht, daß er im Stande ist, meinen schönsten Gedanken wiederzugeben."

Carl warf die rothe Decke wieder über das Modell, als in demselben Augenblicke Jemand an die Thür klopfte.

„Ist es Johann?" dachte er, indem er den Schirm vorschob und öffnete. Aber er that ein paar Schritte zurück, denn derjenige, welcher hereintrat, war der Professor selbst.

Schneider's lebhafte und scharfe Augen machten im Zimmer die Runde, während er sprach:

„Ich war gewiß, Sie zu Hause zu treffen, Gustafson, und da ich auszugehen gedenke, so will ich Ihnen bemerken, daß mir sehr daran gelegen ist, das Appollo-Modell morgen früh geformt zu haben und

drei Abgüsse davon zu erhalten. Auch möchte ich nothwendigerweise diese Entwürfe bald gezeichnet haben, damit dieselben zu Studien dienen können. Sie wissen, wie viel mir daran liegt, daß ich bis zum Frühling meine Studiensammlung complet bekomme, so daß ich sie herauszugeben vermag."

Schneider war während dieser Rede an den größten Tisch getreten, wo eine Menge Skizzen und Zeichnungen ausgebreitet lagen. Seine Augen fielen auf einen Brief mit der Adresse: „Herrn Bernhard, London."

„Was ist das hier?" fragte er und wandte sich an Carl, welcher durch das plötzliche Erscheinen des Professors in seinem Zimmer so überrascht worden war, daß er an der Thüre stehen blieb.

„Es ist ein Brief, den ich versprochen habe zur Post zu geben," antwortete Carl, der sich nun von seiner Ueberraschung erholt hatte und an den Tisch trat.

Der Professor betrachtete den Brief mit ersichtlichem Interesse.

„Wer hat diese Adresse geschrieben?" fragte er, ohne Carl anzublicken, welcher bei dieser Frage die Farbe wechselte.

„Ein Fräulein Ahrnell, welches für Fräulein Hjort zu nähen pflegte," antwortete Carl, um, wie er hoffte, einer weiteren Erklärung überhoben zu sein.

„Für meine Schwägerin nähte?" wiederholte der Professor.

„Ja," war die Antwort. Carl fühlte, mit welcher Geringschätzung der Professor alle Arten von Näharbeiten betrachtete. Schneider warf den Brief mit einer verächtlichen Bewegung von sich und sprach:

„Eine Nähterin also, eine lebendige Maschine und nichts Anderes." Der Professor blickte nochmals umher, und fügte hinzu: „Es sieht hier aus, als wenn Sie auch in Ihren Mußestunden zu arbeiten pflegen. Hier ist ja eine Sammlung von Gegenständen, als wenn man sich in einem Atelier befände."

Schneider's Blicke richteten sich nun auf den Schirm. Dabei schlug Carl's Herz so unruhig, als wenn er hinter dem Schirme eine Geliebte verborgen hätte.

Der Professor that noch einige Schritte, als ob er die Absicht hätte, zu sehen, was hinter dem Schirm verborgen sei; er änderte indeß seine Richtung und schritt zur Thüre, indem er einen flüchtigen Blick auf den Jüngling warf. Dieser war so aufgeregt, als

wenn er sich fürchtete, auf einer verbrecherischen That ertappt zu werden. Schneider sah es sogleich, ließ es sich aber nicht merken, da sein Besuch durch einen Verdacht hervorgerufen war.

Ehe der Professor sich entfernte, wendete er sich an Carl mit der Frage:

„Wie kommt es, daß ein Mädchen mit einer so zierlichen Handschrift sich keinen anderen Erwerbszweig, als das Nähen gewählt hat?“

„Sie ist sehr arm“, antwortete Carl, „und hat eben nichts Anderes gelernt, als die Nadel zu handhaben.“

„Sie kann ja schreiben, warum sollte sie sich nicht mit Abschreiben beschäftigen können? Das wäre doch jedenfalls einträglicher und weniger geisttödtend?“

„Vermuthlich kommt es daher, weil sie noch keinen solchen Auftrag erhalten hat, oder es nicht übernehmen zu können glaubt“, antwortete Carl, der von des Professors Fragen nichts weniger als erbaut war. Er sowohl als alle Uebrigen hatten vernommen, daß Schneider in Betreff der Frauen sehr wenig gewissenhaft sei. Während der letzten Jahre hatte er allerdings nur für die Kunst gelebt, aber dennoch war

es für Carl höchst unangenehm, mit ihm über Gerda zu sprechen.

„Kennen Sie die Nähterin genauer?“ hub der Professor wieder an.

„Zu der Zeit, als ich bei meinem Bruder in der Lehre war, waren wir Nachbarn“, erwiderte Carl.

„Nun, dann können Sie dieselbe fragen, ob sie vielleicht gesonnen ist, für mich Etwas in's Reine zu schreiben. Ich bedarf augenblicklich Jemandes, der eine gute Handschrift hat, um den Text zu dem Bilderwerk zu schreiben, welches ich nächstens herauszugeben beabsichtige. Ich werde ihr dieselbe Bezahlung geben, die ein gewandter Abschreiber beanspruchen kann, und da meine Concepte ziemlich deutlich sind, so wird sie dieselbe leicht copiren können. Sie erhält 24 Schillinge für den Bogen.“

Darauf entfernte sich der Professor.

Carl setzte sich nieder, um darüber nachzudenken, ob er das Anerbieten des Professor's Gerda mittheilen solle oder nicht. Nach einer Weile sprang er auf und rief:

„Es ist das Beste, daß ich mit Niklas darüber spreche. Zwar ist er nur ein simpler Schuhmacher, aber er hat einen so unfehlbaren Instinkt, wenn es

sich um Recht und Unrecht handelt, daß er mir den besten Rath geben wird."

Schnell war der Ueberrock angezogen und einige Minuten später wanderte er zum Södermalm.

Der Professor hatte von seinem Fenster aus Carl weggehen sehen. Er blickte dem Jüngling nach und dachte:

„Sollten wirklich die Beschuldigungen über ihn wahr sein? Das wäre doch zu arg."

Schneider entfernte sich vom Fenster und fuhr in seinen Gedanken fort:

„Ich will gern glauben, daß die Behauptung des Aufpassers falsch ist; allein ich fürchte doch, daß etwas Wahrheit daran ist. Weshalb wurde er so verlegen, als ich in sein Zimmer trat? Warum spiegelte sich in seinem Antlitz eine so große Bestürzung, als ich mich dem Schirm näherte? Etwas steckt dahinter. Ich muß es wissen. Er hat, wie man behauptet, es gewagt, von meinen Modellen Abgüsse für sich zu nehmen, somit hat er einen Diebstahl begangen, und mit Dieben habe ich kein Erbarmen."

Der Professor nahm einen Schlüsselbund aus seinem Schreibtisch und begab sich mit demselben zu Carl's Zimmerthür. Er suchte einen Schlüssel heraus

und öffnete das Schloß. Als er in das Heiligthum des Jünglings eingetreten war, schloß er die Thür hinter sich, zog den Schirm bei Seite und hob mit Ungeduld die Decke von dem Modell.

Eine Weile blieb Schneider, durch die schöne Statue gefesselt, vor derselben stehen. Endlich murmelte er:

„Das ist ein Teufelsjunge. Aber das sind ja Sylvia's Züge, verschönert und idealisirt. Hat er dieselbe hier in der Einsamkeit modellirt, als ...."

Der Professor begann das Modell von allen Seiten zu betrachten. Er schob das Piedestal bis in die Mitte des Zimmers, um die Figur in's richtige Licht zu stellen und betrachtete sie lange.

Als er nach genauer Untersuchung nicht das Geringste fand, was die Anschuldigung bestärken konnte, daß der Jüngling sich in künstlerischer Beziehung eines Diebstahls schuldig gemacht, durchsuchte er Carl's Zeichnungen, Entwürfe, Bemerkungen und Notizen über Ausgaben und Einnahmen. Aus letzteren ersah er, daß Carl nicht einmal die Materialien, wie Thon und dergleichen, aus der Werkstatt seines Herrn ge-

nommen, sondern sich dieselben aus eigenen Mitteln angeschafft hatte.

Der Professor schien von seiner Visitation sehr befriedigt, und suchte nach Möglichkeit jede Spur davon zu verwischen.

Von der Dienerschaft hatte es Niemand bemerkt, daß der Professor in Carl's Zimmer eingetreten war.

Als der Professor sich wieder in seinem Arbeitszimmer befand, machte er einen Entwurf, den er modelliren wollte. Er arbeitete daran den ganzen Vormittag, und wer ihn dabei beobachtet hätte, würde es kaum geglaubt haben, wie es möglich sei, daß der Blick eines alten Mannes so viel Leben und Feuer auszustrahlen vermochte.

Nicht ahnend, daß sein Heiligthum betreten und sein Ideal forschenden Blicken ausgesetzt gewesen war, hatte Carl seine Wanderung zum Södermalm fortgesetzt und war in ein niedliches Häuschen in der Schwarzstraße eingetreten.

Das ganze Haus bestand aus drei Zimmern und einer Küche.

In demselben wohnte der Schuhmachermeister Gustavson.

Er hatte jetzt, nachdem er vor einigen Monaten Meister geworden, zwei Gesellen und einen Lehrjungen.

Das größte der drei Zimmer war die Werkstatt, und das Nebenzimmer hatte Gustavson für sich eingerichtet, Stine wohnte in der Kammer, die neben der Küche lag.

Sie war noch eben so mürrisch, wie sonst, obgleich sie sich jetzt mehr beherrschen mußte.

Niklas zeigte sich zwar sehr verträglich, allein er erlaubte ihr nicht, daß sie sich mit den Gesellen einließ oder in der Werkstatt zankte.

Niklas war noch immer nicht verheirathet, was er selbst am schwersten empfand, da er Louise nach neun Jahren noch eben so heiß liebte, wie zu Anfang seiner Bekanntschaft mit ihr.

Auch Louise hatte Niklas von Herzen lieb. Weshalb wurde denn nun aber nichts aus der Hochzeit? — Jedes Mal, wenn dieser Gegenstand erörtert wurde, hatte sie gesagt:

„Lieber Niklas, laß' uns nicht an die Hochzeit denken, ehe Du Meister geworden bist.“

Da Niklas nun endlich Meister geworden, war seine erste Frage:

„Nun, Louise, wann werden wir unsere Hochzeit feiern?“

Louise hatte eine ausweichende Antwort gegeben. Niklas wurde darüber mißgestimmt und sagte, er hätte lange genug gewartet, und behauptete, Louise spiele mit seinem heiligsten Gefühl. So verließ er sie in ganz erregter Stimmung. Stine hatte bei seiner Heimkehr sonderbare Aeußerungen gemacht, daß Louise wahrscheinlich ihre Gründe hätte, wenn sie sich noch nicht verheirathen wollte. Sie wäre, meinte Stine, durch Bande gefesselt, und zu eigensinnig, um Niklas ihre Jugendschwächen einzugestehen. Niklas wurde heftig und bat Stine zu schweigen; aber ihre bösen Worte ließen doch einen unangenehmen Eindruck in seinem Herzen zurück.

Der rechtlich denkende Niklas, der sich Louisen's Benehmen nicht zu erklären vermochte, wurde immer wieder auf die Worte Stine's zurückgeführt und dadurch zweifelhaft. Er wünschte nun seiner Qual ein Ende zu machen und bestand darauf, daß Louise sich erklären solle. Demnach forderte er sie auf, ihm den Grund mitzutheilen, weshalb sie sich nicht entschließen

wolle. Bei dieser Gelegenheit verletzte er sie durch so heftige Worte, daß sie in Thränen ausbrach und behauptete, sie verstände sich auf keinen Fall zu einer Erklärung, obgleich sie ihn neun Jahre lang treu geliebt hätte. Niklas trennte sich von ihr mit dem Bemerken, daß das Verhältniß zwischen ihnen aufgelöst wäre, wenn sie ihm nicht den Grund ihrer Weigerung mittheilen wolle.

Dieser Auftritt fand vor dem Tage statt, an welchem Carl sich zu seinem Bruder begab, um mit ihm Verschiedenes zu besprechen.

Carl trat in die Werkstätte ein, wo Alles aufgeräumt war und nur einer der Gesellen für seine eigene Rechnung arbeitete.

„Ist mein Bruder zu Hause?" fragte Carl.

„Ich glaube nicht. So viel ich weiß, ging er eben zur Kirche."

„Dann ist Stine wohl zu Hause," sagte Carl und näherte sich der Thür, die zu Niklas Zimmer führte.

„Darauf können Sie sich verlassen, sie geht nicht zur Kirche, und wenn der Meister nicht zu Hause ist, so hat sie Zeit genug, um mit uns Gesellen nach Herzenslust zu zanken."

„Ich kenne das Vergnügen," meinte Carl lächelnd, indem er sich an den Lärm erinnerte, den Stine ihm häufig gemacht.

Er ging in das Zimmer des Bruders. Dieses pflegte stets hübsch aufgeräumt zu sein, weil Niklas großen Ordnungssinn hatte; allein heute sah es sehr unordentlich darin aus. Die Kleider lagen umher, Wasser war auf dem Tisch ausgegossen und ein Stuhl umgeworfen. Carl sah sich eine Weile die Unordnung an und murmelte:

„Sollte etwa ein heißer Kampf zwischen Stine und Niklas stattgefunden haben, daß er davongelaufen und Alles in Unordnung zurückgelassen? In diesem Falle wird Stine ihre Bosheit an mir auslassen. Nun, ich habe mich als Knabe nicht vor ihr gefürchtet und werde es jetzt noch viel weniger. Doch schade, daß Niklas sich nicht entschließen will, Louise zur Frau zu nehmen und Stine ihrer eigenen Bosheit zu überlassen."

Carl näherte sich während dieser Gedanken der Thür, welche Niklas' und Stine's Zimmer trennte. Er blieb jedoch stehen, ohne sie zu öffnen, da er drinnen heftig schluchzen hörte.

„Was bedeutet das? — Sollte sich Stine auf's Weinen gelegt haben?"

Er hörte eine Stimme äußern:

„Nein, Stine, das sage ich Ihnen, ich werde nicht länger schweigen und mich von Niklas verkennen lassen; ich bin jetzt gezwungen, mein Ihnen gegebenes Wort zu brechen und Niklas Alles mitzutheilen, wenn Sie es nicht thun wollen."

„Aha, dachte Carl, „das ist Louise, die da weint. Hat denn Stine wieder eine Teufelei ausgeübt?" Sein Interesse steigerte sich bedeutend. Er hörte Stina's disharmonische und schrille Stimme:

„Auf diese Weise also halten Sie, was Sie vor Gott gelobt haben, und doch wollen Sie ein gottesfürchtiges Mädchen sein? Pfui, über solche Gottesfurcht! — Sagen Sie Niklas, was Sie wissen, Sie werden dadurch keinen Gewinn haben. Er hat es überhaupt nicht gern, wenn Jemand seine Geheimnisse weiß. Ich werde zwar nicht als eine gute Person geschildert, aber ich bin doch so gewissenhaft, daß ich mich niemals mit einem Manne, der gleich Niklas gehandelt, verheirathen würde, bis er sein Unrecht gut gemacht, und damit hat es wohl noch gute Wege."

„Das mag sein, aber sehen Sie, Stine, während der letzten Jahre habe ich an der mir von Ihnen erzählten Geschichte gezweifelt. Anfangs dachte ich, wenn

Niklas gefehlt, so kann ich ihn doch lieben und so sparte ich, um den armen Menschen, denen er Unrecht gethan, wieder gerecht zu werden. Ich hielt es für das Beste, Niklas nicht ahnen zu lassen, daß ich etwas über seine leichtsinnige Handlung wüßte, sondern daß er durch Arbeit und gute Sitte sein Vergehen sühnte. Ich freute mich bei jeder kleinen Summe, die ich Ihnen gab, damit Niklas' Schuld sich verminderе, und so tröstete ich mich, mit der Heirath zu warten, bis Niklas Meister wäre. In meinem Gebet dankte ich dem Herrn, daß Niklas ein guter Arbeiter geworden war. Aber ich war doch oft zweifelhaft; wenn ich zuweilen in seine treuen Augen blickte, dachte ich: O, wenn Stine mich belogen hätte, wie groß wäre da mein Unrecht gegen Niklas!" —

„Ich gelogen?" schrie Stine, „und meinen eigenen Bruder verleumdet? Ich, die ich keinen Anderen als ihn liebe. Und das sagen Sie mir in's Gesicht, Louise? Nein, das ist doch zu arg!" —

Darauf folgten Seufzer, die indeß eher einem Geheul glichen.

Carl's Geduld war auf eine harte Probe gestellt; er stampfte unwillig mit dem Fuße.

„Liebe Stina, seien Sie doch nicht gleich so hef-

tig," bat Louise. „Kurz vorher ehe Niklas Meister wurde, kamen Sie zu mir und sagten, daß Niklas einer Wittwe eine Schuld zu bezahlen hätte. Damals zweifelte ich nicht an Ihren Worten, und obgleich ich versprach, ihm hinsichtlich der Hochzeit keine bestimmte Erklärung zu geben, bis er seine Schuld bezahlt, so beschloß ich doch, mir noch anderweitig über den Sachverhalt Aufklärung zu verschaffen. Nun hat aber Niklas meiner Weigerung wegen eine seltsame Meinung von mir gefaßt, und ich will nicht, daß er mich verkenne, sondern in Gottes Namen wisse, daß ich Kenntniß von seinem Fehltritte habe. Aber er möge sich deshalb rechtfertigen, ehe ich seine Frau werde. Wollen Sie mich nicht von meinem Versprechen entbinden, so..."

„Werden Sie es brechen," schrie Stina, „ehe Sie das aber thun, erwürge ich Sie."

„Das wirst Du bleiben lassen," rief Carl, indem er die Thür aufstieß.

Stina war auf Louise zugestürzt, welche mit vorgestreckten Händen sich gegen den Angriff zu schützen suchte.

Ein Donnerschlag hätte keine größere Bestürzung, als Carl's Eintritt hervorrufen können. Stina blickte starr auf den jüngeren Bruder, als wenn sie ihn verschlingen wollte.

„Was hast Du hier vor, Stine?“ fragte Carl. „Es scheint, daß Du Niklas und mir gegenüber, Dich Unannehmlichkeiten aussetzen wirst. Du kannst versichert sein, ich werde ihm Deine Unterredung mit Louise mittheilen, und wie Du es wirst verantworten können, Deinen Bruder Niklas verleumdet zu haben, ist Deine Sache.“

„Habe ich gelogen?“ rief Stina. „Wagst Du das zu behaupten, Du —“ Mit diesen Worten trat sie vor Carl. Er faßte sie am Arm und schob sie bei Seite, indem er sagte:

„Schrei' nicht, und bedenke, daß Du keinen Jungen mehr vor Dir hast, ich werde nicht wie Niklas auf Deine Schlechtigkeit Rücksicht nehmen. Im Uebrigen habe ich nichts mit Dir zu thun, sondern will nur einige Worte mit Louise sprechen. Lärme und tobe so viel Du willst, aber komme mir nicht zu nahe, das rathe ich Dir!“

Ueber Stina's Lippen gingen Worte, die wir nicht wiederholen dürfen. Buchstäblich überschrie sie den jüngeren Bruder und überhäufte ihn mit Titulaturen, welche von Hökerinnen an den Häfen gebraucht werden. Dieser Platzregen von Schimpfwörtern hatte jedoch auf Carl keine andere Wirkung, als die, welche

das Wasser auf die Gans ausübt; seine Ruhe wurde dadurch nicht gestört.

Er nahm Louise bei der Hand, führte sie in Niklas' Zimmer und schloß hinter sich die Thüre, damit Stine nicht folgen konnte. Sie klopfte nun wie eine Rasende an die Thüre und vollführte einen solchen Lärm, daß der Geselle aus der Werkstatt hereingestürzt kam, um zu sehen, was vorgefallen wäre.

„Stine hat wieder einmal ihre bösen Launen," erklärte Carl, worauf sich der Geselle entfernte und meinte, sie könnte immerhin an die Thür poltern, wenn es ihr Vergnügen mache.

Endlich waren Carl und Louise allein.

Ohne sich durch den Lärm Stinen's stören zu lassen, sprach er mit Louise über Niklas, forderte dieselbe auf, ihm mitzutheilen, was Stine gesagt, und erklärte bestimmt, daß Niklas sich niemals einer unrechtlichen Handlung schuldig gemacht, sondern der redlichste Arbeiter unter der Sonne sei.

Louise erzählte darauf unter Thränen, wie Stine, als Niklas zum ersten Male über Heirath gesprochen, sehr betrübt zu ihr gekommen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihr mitgetheilt, Niklas hätte von einem Schiffskapitain eine Summe Geldes für Frau

Ahrnell empfangen, aber dieser armen Wittwe nur einige Thaler durch den Pastor Z. aushändigen lassen. Den Rest habe er für sich behalten, um damit die während seiner Krankheit gemachten Schulden zu bezahlen und für sich und Carl Kleider, sowie Ledervorrath zu kaufen. Niklas habe aber versprochen, jährlich der armen Wittwe eine Summe abzubezahlen. Dann erzählte Louise, Stine habe sie gebeten, den Heirathsanträgen ihres Bruders Niklas nicht eher Gehör zu geben, als bis er Meister geworden und seine Schuld bei der armen Wittwe abgetragen hätte. Denn wenn er jetzt sich verheirathe, so könne er nicht mehr verdienen, als den Lebensunterhalt für Weib und Kind, aber die Schuld bliebe unbezahlt und sein Gewissen mit einem Diebstahl belastet.

Louise war ein frommes und gutes Mädchen, welches Gott und die Tugend liebte; deshalb wollte sie Niklas nicht an der Sühnung eines begangenen Fehlers hindern, sondern ihm nach Kräften helfen, das geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Sie hatte schon zu verschiedenen Malen von ihren Ersparnissen kleinere Summen an Stine gegeben, um dieselben der Frau Ahrnell auszuhändigen, und selbst Stine bis zur Thüre der armen Frau begleitet, damit sie Gewißheit

darüber habe, daß das Geld an die richtige Adresse gelange.

Carl hörte ganz erstaunt diese Erzählung an, welche nur den boshaften Zweck gehabt, die Heirath zwischen Niklas und Louise zu hintertreiben, und war über diese Schlechtigkeit sehr empört. Er theilte Louise den wahren Sachverhalt der angeblich unterschlagenen Gelder mit, rieth ihr, sich zu entfernen, bevor Niklas wiederkäme, und versprach, Alles zu ordnen.

Er argwöhnte sehr richtig, daß Stine auch über Louise Nachtheiliges erzählt habe

Als Louise fort war und Stine das Lärmen eingestellt hatte, ging Carl zu seiner Schwester, um ein vernünftiges Wort mit ihr zu sprechen. Sie glich einem bösen Hunde, der durch einen Maulkorb verhindert wird zu beißen. Der Instinkt der Selbsterhaltung zwang sie, Carl ruhig anzuhören. Dieser erklärte, sie solle nicht nur Louise das empfangene und an Frau Ahrnell nicht abgelieferte Geld zurückgeben, sondern bekennen, daß sie ihren Bruder schändlich verleumdet habe. Für den Fall, daß sie Niklas irgend etwas Unvortheilhaftes über Louise berichtet habe, solle sie die Wahrheit eingestehen, widrigenfalls er Niklas Alles mittheilen würde, und dann könne sie nie

wieder darauf rechnen, von ihm Unterstützung zu erhalten, sondern würde gezwungen sein ein Unterkommen in einem Stift zu suchen oder sonst sich durch die Welt zu schlagen.

Stine kannte ihren Bruder Niklas. Sie wußte, wie gut er war, so lange man ihn nicht tief kränkte oder verletzte und wie er ihren Rath, Frau Ahrnell's Geld zu behalten, nicht vergessen konnte. Sie sah ein, daß er sich ihrer entledigen würde, sobald er Kenntniß davon erhielt, daß sie ihn bei Louise in der abscheulichsten Weise verleumdet habe. Stine mußte also dem jüngeren Bruder Alles geloben, was er forderte, unter der Bedingung, daß Niklas nicht erfahren solle, was sie über Louise geäußert. Als Stine auf diese Weise zur Nachgiebigkeit gezwungen wurde, nahm ihr schon lange gehegter Unwille den Charakter eines bitteren Hasses an, und von dem Augenblick an, wo Niklas heirathete, würde ihr einziger Wunsch sein, sich an Carl zu rächen.

Stine und Carl hatten ihre Unterredung eben beendet, als Niklas aus der Kirche zurückkehrte. Carl ging ihm entgegen. Auf dem Angesicht des redlichen Schuhmachers war deutlich zu lesen, daß er ein Opfer der schmerzlichsten Gedanken und Gefühle sei.

„Gut, daß Du da bist, Carl," sagte Niklas, „ich habe eben an Dich gedacht."

Carl erzählte, daß er viel zu thun gehabt, und lenkte das Gespräch auf Louise.

Er sagte, er hätte sie getroffen, und suchte, ohne Verletzung des Stine gegebenen Versprechens, das Benehmen Louisen's zu erklären, indem er bemerkte, Stine habe ihm zugestanden, ohne allen Grund Unwahres über Louise ausgesprochen zu haben. Nach der Unterhaltung mit Niklas hatte Carl die Genugthuung, daß sich auf dem Gesichte seines Bruders die Freude abspiegelte und seine Stirn nun wieder licht und klar wurde. Niklas wünschte nur, Louise so bald als möglich zu sehen, und er wäre unbedingt zu dem Bankcommissair geeilt, wo Louise noch diente, um ihr seine Liebe zu betheuern, wenn nicht Carl ihn mit dem Bemerken, daß sie des Nachmittags wiederkommen würde, zurückgehalten hätte.

Carl hatte noch Verschiedenes mit dem Bruder zu besprechen, wodurch die Ungeduld des Letzteren nachließ.

Dabei erwähnte er, wie er seine Bekanntschaft mit Frau Ahrnell und Tochter erneuert, erzählte von der Krankheit der Ersteren und den Hoffnungen, welche

Gerda und er für das künftige Glück des Mädchens gefaßt, falls sie sich im Zeichnen üben könnte. Darauf kam er auf das Projekt des Professors, welcher Gerda mit Reinschreiben beschäftigen wolle, und erwähnte schließlich den ihr gemachten Vorschlag, Stunden im Englischen zu geben. Niklas möchte ihm daher rathen, wie er handeln müßte, um diesem armen Mädchen nützlich zu werden.

Niklas meinte, daß der Professor doch auch Carl eine gute Hülfe gewesen wäre und könnte es also auch für Gerda werden, weshalb er rathe, das Reinschreiben zu übernehmen.

Er urtheilte so: Wenn der Professor mit Gerda's Arbeit zufrieden ist, so würde er sie auch anderweitig empfehlen und könnte ihr durch seine Bekanntschaft Unterrichtsstunden verschaffen, was Carl und Niklas unmöglich wäre.

Ueber dieser einfachen Auffassung seines Bruders ließ Carl alle Bedenklichkeiten fahren und sah in dem Vorschlage des Professors nur Vortheile.

Als die Brüder bei Ankunft Louisen's sich trennten, war es abgemacht, daß Carl mit Gerda Rücksprache nehmen und Stine, sobald Niklas heirathe, sich eine andere Wohnung nehmen solle. Carl ver-

ließ Niklas ganz froh, denn er hatte die Ueberzeugung, daß Louise und Niklas nun wieder versöhnt wären.

Louise hatte in Carl's Gegenwart Niklas das Versprechen gegeben, zum Frühjahr seine Frau werden zu wollen und bis dahin in ihrer gegenwärtigen Stellung zu verbleiben.

Es war am Sonntagabend ungefähr um sechs Uhr, als Carl in Frau Ahrnell's Wohnung trat. Sie lag in einem Halbschlummer, in den sie gewöhnlich des Abends verfiel.

Gerda saß, trotz des Festtags, bei ihrer Arbeit und nähte. Sie lächelte Carl, nunmehr dem einzigen Freunde, den sie seit Pastor Z's. Tod besaß, freundlich entgegen. Die Einsamkeit erschien ihr weniger lästig, wenn er sie besuchte.

Heute kam Carl mit guten Nachrichten. Er theilte Gerda mit, daß sie eine Arbeit erhalten könne, welche sich jedenfalls besser lohnen würde als das Nähen. Was indeß die Zeichnenstunde beträfe, so meinte er, könnten sie dieselbe sogleich beginnen. Freilich wäre es besser gewesen, wenn dieselbe am Vormittage stattgefunden, und Gerda hätte auch

gewiß um diese Zeit ihn erwartet, aber da er dieses Mal so vielerlei zu besorgen gehabt, so müßte sie es schon entschuldigen, daß er erst am Abend käme. Sie fingen nun bei Licht den Unterricht an. Die Schülerin hatte eine schnelle Fassungsgabe, was ihm die schönsten Hoffnungen einflößte.

Frau Ahrnell war, während Gerda und Carl zeichneten, erwacht, nach einigen freundlichen Worten, die sie an Carl richtete, indeß wieder eingeschlummert.

Als Letzterer gegen acht Uhr Abends sich entfernte, begegnete er einem Herrn, der vor der Thür stand und auf Jemand zu warten schien.

Carl betrachtete den Mann, vermochte aber nicht, seine Gesichtszüge zu unterscheiden, weil der Rockkragen aufgeschlagen und der Hut tief in die Augen gedrückt war.

Carl legte jedoch kein großes Gewicht auf dieses Begegnen, sondern setzte seinen Weg ruhig fort. Der Mann begab sich in's Haus hinein, woselbst er auf dem Hausflur eine alte Frau antraf, welche ihn anscheinend erwartet hatte. Dieselbe äußerte, noch ehe er sie angeredet hatte:

„Die Frau ist seit einigen Tagen etwas schwächer."

„Was sagt der Doktor?" fragte der Mann.

„Er behauptet, daß sie deshalb **nicht** so bald sterben, sondern nur gelähmt bleiben **wird**. Das arme Geschöpf! Es wäre besser für sie, zu sterben, dann könnte das Mädchen wenigstens sich forthelfen. Nun wird es für das unglückliche Kind hart genug sein, sich selbst und die kranke Mutter durchzubringen."

„Können Sie mir wohl sagen, liebe Frau, wer der junge Mann ist, welcher hier so eben herauskam?" fragte der Mann.

„Das kann ich wohl. Er pflegt oft zu uns zu kommen. Es ist ein alter Bekannter von Fräulein Gerda und ich kenne ihn schon seit langer Zeit. Er ist ein Bruder des Schuhmacher Gustafson und dessen Lehrjunge gewesen, soll aber jetzt bei einem Professor in der Lehre sein, welcher Figuren von Thon und dergleichen macht."

„Was thut er bei Ahrnell's?"

„Nun, er besucht sie, und Fräulein Ahrnell sieht es wohl gern, wenn ein Freund bei ihr einspricht; und daß es in aller Ehrbarkeit geschieht, dafür kann ich bürgen. Als ich soeben mit der Wasserkaraffe im Zimmer war, zeichneten Beide und sahen kaum von ihrer Arbeit auf. Fräulein Ahrnell wird an

Fleiß ihres Gleichen suchen. Sie strebt dahin, sich und die Mutter vor Noth zu schützen, aber das wird dem armen Mädchen wohl nicht gelingen. Sie wissen doch, daß . . . ."

„Ich brauche nichts in Betreff ihrer Verhältnisse zu wissen, sondern wünsche nur zu erfahren, wie der Professor heißt, bei dem der junge Mann arbeitet. Können Sie mir das sagen, liebe Frau, so wäre es mir lieb." Hierbei drückte der Mann ihr Etwas in die Hand, worauf sie versicherte, daß es wohl möglich wäre, seinem Wunsch zu begegnen.

Der Mann entfernte sich nun aus dem Hause und schlug den Weg nach der Göthstraße *) ein, indem er für sich sprach:

„Die Besuche des jungen Mannes gefallen mir nicht. Ich muß sie verhindern, aber den Schein vermeiden, da ich mich schon durch meine Leidenschaft zu einem Schreiben verleiten ließ, was sehr unbedachtsam war. Das Mädchen muß allein und ohne Freunde stehen, sonst wird es mir nicht gelingen, sie für mich

*) Die in der südlichen Vorstadt (Södermalm) gelegene Göth-(Gothen-)Straße hat einen Abhang (Göthgatabacke) und führt zum Skans-Thor. Anm. d. Uebers.

zu stimmen. Ich möchte wohl wissen, ob sie sich noch weigert, meine Frau zu werden, wenn sie sich nicht durchbringen kann."

In der Werkstatt des Professors Schneider waren am Montag alle Arbeiter wieder thätig.

Carl, in einer Blouse und mit einem Schurzfell bekleidet, war beschäftigt, einen Abguß von einem der Modelle des Professors zu nehmen. Die anderen Gypsarbeiter sahen neidisch auf ihn, weil er immer Etwas zu thun erhielt, womit der Professor sie nicht betrauen zu können glaubte. Vielleicht war deshalb ihr Neid so groß, weil Carl sich mehr als einer von ihnen des Vertrauens des Professors werth gemacht hatte, und keiner so genau und geschickt arbeitete.

„Ich möchte den Alten sehen," äußerte einer der Arbeiter, „wenn Gustafson beim Abguß das Modell beschädigte. Dann würde es wohl zu Ende mit der Gunst sein."

„Und das mit Recht," antwortete Carl ruhig. „Es ist nicht so leicht, ein Modell zu machen, als es abzuformen, und derjenige würde gewiß mein Feind werden, der mir ein Modell zerstörte."

„Haha, das klingt," fiel ein anderer Arbeiter ein, „als wenn Sie auch schon Modelle gemacht hätten."

„Gewiß hat er das," unterbrach ein Dritter, „oder vergissest Du die Ornamente und das Medaillon? Es wird wohl mit der Zeit ein guter Bildhauer aus ihm werden, wenn auch nicht ein solcher Künstler wie der Alte. So starke Flügel hat er nicht erhalten."

„Wer weiß," meinte Carl lachend, „ob ich nicht eines Tages Ornamente und dergleichen aufgebe, und nur in Marmor haue."

„In Stein wollen Sie wohl sagen; Steinhauer kann er werden, aber nicht Bildhauer, und im Uebrigen wird sich der Alte wohl hüten, aus einem Sperling einen Adler zu machen; dazu ist er zu klug."

„Wenn der Professor glaubte, daß ich ein Adler werden könnte, so ließe er es mich schon werden," entgegnete Carl und fuhr fort zu arbeiten, ohne weiter auf die Bemerkungen zu antworten, welche seine Kameraden machten.

In dem großen Atelier, welches an die Werkstatt grenzte, war noch keiner der Eleven anwesend, allein unbemerkt war der Professor dort eingetreten,

und belauschte zum Theil das Gespräch unter den Arbeitern, ohne durch eine Bewegung seine Gegenwart zu verrathen. Der schlaue und arglistige Mann suchte die Gesinnung seiner Untergebenen zu erforschen.

Als die Unterredung der Arbeiter später eine allgemeine Richtung nahm, machte er einen solchen Lärm, als wenn er jetzt erst in's Atelier trete und zu arbeiten anfinge.

Er war seit längerer Zeit damit beschäftigt, eine schlummernde Venus in Marmor zu meißeln.

Beim ersten Geräusch vom Atelier her wurde es in der Werkstatt still. Jeder von den Arbeitern vermied vor Allem das unnöthige Geplauder, denn sie wußten, daß der Professor solches nicht leiden konnte. Er galt als ein Mann, bei welchem es nicht so leicht war, eine Stelle zu behaupten, was doch Alle wünschten, da er gut bezahlte.

Gegen zehn Uhr traten die Eleven ein. Als dieselben ihre Arbeit begannen, rief der Professor Carl und fragte, ohne ihn anzusehen:

„Ist der Abguß fertig?"

„Ich bin gerade damit fertig geworden," antwortete Carl und ließ den Blick auf den idealen

schönen Formen ruhen, welche der Professor aus dem Marmorblock herausgearbeitet hatte.

„In diesem Fall können Sie gleich mit den Zeichnungen beginnen, Gustafson."

Carl wollte sich entfernen, um das während des Gießens benutzte Schurzfell abzulegen, und dann zum Atelier zurückzukehren und dort zu zeichnen.

„Noch eins," hub der Professor wieder an, „ich habe hier einen Entwurf, den Sie zuerst zeichnen können."

Mit diesen Worten legte der Professor sein Werkzeug fort und trat an einen großen Tisch, welcher in der Mitte des Zimmers stand. Er winkte den Eleven, ihm zu folgen, zeigte mit dem Finger auf ein dort liegendes Papier und sprach:

„Was meinen Sie, ist das nicht eine hübsche Idee, meine Herren? Ausgeführt in Marmor, muß es etwas ungewöhnlich Schönes und Poetisches sein. Ein betendes Kind. Ich habe die Idee längere Zeit in meinem Kopfe getragen und habe erst jetzt den Entwurf gemacht. Ich werde sie modelliren und dann in Marmor hauen."

Die beiden Eleven betrachteten den Entwurf näher und drückten ihre Verwunderung darüber aus.

Als sie ihr Urtheil ausgesprochen, reichte der Professor die Zeichnung Carl mit den Worten:

„Nun, was sagen Sie zu diesem Entwurf? Zeichnen Sie denselben mit Ihrem Talente ab."

Carl sah auf die Zeichnung mit einem starren Blicke, als wenn er ein Medusenhaupt vor sich hätte, und vermochte nicht ein Wort über seine Lippen zu bringen. Es war sein betendes Mädchen, dieselbe Statue, an der er so lange gearbeitet und welche er vor jedem menschlichen Auge verborgen hatte. War es möglich, daß eine und dieselbe Idee in seinem und des Professors Kopf entstehen konnte, oder neckte ihn ein peinlicher Irrthum?

„Was fehlt Ihnen, Gustafson?" fragte der Professor, „ist Ihnen unwohl, oder weshalb sehen Sie mit einem so besonderen Blicke auf den Entwurf? Warum nehmen Sie nicht das Papier und lassen es mich in der Hand halten?"

„Herr Professor," sagte Carl mit bleichen Lippen, „ich kann diesen Entwurf nicht zeichnen."

„Und weshalb nicht?"

„Weil meine Hand sich weigern würde, den Bleistift zu führen." Carl strich mit der Hand über die Stirn und fügte hinzu: „Ich möchte Ihnen gern die

Ursache sagen, Herr Professor, aber ich kann es nur, wenn Sie mir eine Bitte gewähren."

„Lassen Sie hören." Der Professor zog sich in eine Ecke zurück, worauf die Eleven an ihre Arbeiten zurückkehrten und den Professor und Carl in diesem Theile des Ateliers allein ließen.

„Ich möchte Sie bitten, Herr Professor, die Güte zu haben, mich einen Augenblick in mein Zimmer zu begleiten. Dort werden Sie die Erklärung meines besonderen Benehmens finden."

Ohne zu antworten ging Schneider nach der Thür. Carl folgte ihm. Sie stiegen schweigend die Treppe hinauf und traten in Carl's Zimmer. Carl eilte auf den Schirm zu, schob ihn mit einer heftigen Bewegung bei Seite und entfernte die rothe Decke vom Modell.

Der Jüngling sah in diesem Augenblicke so bleich aus, als sei jeder Tropfen Blut aus seinen Adern geschwunden.

Im Zimmer herrschte ein bedeutungsvolles Schweigen.

Das Auge des Professors ruhte mit Künstler-Wohlbehagen auf der schönen Figur, und Carl blickte

ihn mit dem Ausdrucke peinlicher Angst und Erwartung an.

„Wer hat dieses Mädchen modellirt?“ fragte Schneider.

„Ich.“

„Dann haben Sie die Idee von mir gestohlen oder ich von Ihnen. Letzteres jedoch ist das am wenigsten Wahrscheinliche.“

Der Professor sah auf den Jüngling. Carl's Angst schien ihn zu belustigen. Einige Secunden verflossen, ohne daß Carl eine Antwort hervorzubringen vermochte. Darauf trat das Blut in seine Wangen zurück, und sein Auge blitzte, als wenn ein großer Gedanke in seinem Kopfe entstanden wäre. Er athmete tief auf und wendete seine Blicke von dem Professor ab auf das betende Mädchen.

„Daß ich die Idee zu dem betenden Mädchen nur aus meinem eigenen Inneren geschöpft, weiß Gott, und die Gesichtszüge habe ich von der schönsten Erscheinung, die ich in Gestalt eines Kindes gesehen, von Ihrer Tochter entlehnt, Herr Professor. — Wahr ist es auch, daß ich während meiner Arbeit an diesem Werke einen herrlichen Traum von Ehre, Ruhm und unabhängiger Stellung gehabt; aber schon lange habe

ich gefürchtet, daß die Ausführung meinem schönen Gedanken nicht entsprechen würde. — Nun, Herr Professor, will ich alles egoistische Interesse von meiner künstlerischen Eingebung trennen und nur die Liebe dafür bewahren. Mag dieselbe von einer Meisterhand ausgeführt werden, mag dieselbe durch Sie, Herr Professor, Leben, Form und Gestalt erhalten, und ich, der erste Schöpfer derselben, verschwinden wie Jemand, der den Werth des vollendeten Kunstwerkes weder vermindert noch vermehrt. Ich liebe diese Schöpfung aus Thon von ganzer Seele; mag sie unter Ihrer Hand verschönert und verherrlicht in Marmor erstehen, dann werde ich bei ihrem Anblick alle jene Träume durchleben, in welche ich meine Seele einwiegte, als ich mein Ideal aus Thon formte. Nun, Herr Professor, bitte ich Sie von ganzem Herzen, mögen Sie mich ansehen, als wenn ich die Idee von Ihnen gestohlen."

„Das heißt, Sie schenken dieselbe Moritz Schneider," fiel der Professor ein. „Sind Sie toll, oder glauben Sie, ich lasse mich durch schöne Worte blenden? Man hat mir lange gesagt, daß Sie meine Modelle für Ihre Rechnung formten und sich verschiedene Kunstgriffe erlaubten. Nun habe ich spre-

chende Beweise davon vor Augen. Gestehen Sie also ohne unnöthige Phrasen, daß Sie das Mädchen nach meinem Entwurf modellirt haben."

Carl sah auf den Professor und sagte ganz ruhig:

„Sie wissen, Herr Professor, daß es nicht der Fall ist, und deshalb kann ich gerne bekennen, was nicht wahr, aber was Sie dennoch von mir fordern. Die Idee zu dem betenden Mädchen ist nicht die meinige, sondern die des Professors Schneider."

Ein paar Sekunden sahen der Meister und der Lehrling einander an. Letzterer war vollkommen ruhig, ersterer schien des Jünglings innerste Gedanken durchdringen und erforschen zu wollen.

„Gut," sagte Schneider, „wir haben einander verstanden. Es ist jetzt überflüssig, den Entwurf zu zeichnen, es ist besser, daß Sie das Modell formen, Gustafson.

Der Professor entfernte sich und der junge Künstler stürzte vor dem Modell auf die Kniee, neigte den Kopf gegen das Piedestal und stammelte Worte, als wenn er zu einem geliebten Gegenstand spräche, von dem er Abschied nähme und für dessen Glück er sich opfere.

Eine halbe Stunde darauf betrat er wieder das Atelier. Sein Aeußeres verrieth nicht die stürmischen Gemüthsbewegungen, die einige Augenblicke vorher seine Seele durchwogten.

Er zeichnete den ganzen Vormittag.

Als die Eleven zur Mittagszeit das Atelier verlassen hatten, blieb Carl allein zurück. Nach Verlauf einer Stunde ließ der Professor ihn zu sich rufen.

Carl folgte sogleich.

„Haben Sie schon zu Mittag gegessen?" fragte der Professor.

„Ich arbeite gern während der kurzen Tage, so lange ich sehen kann und esse später," antwortete Gustafson.

„Dann können Sie ja heute mit mir speisen, ich habe Verschiedenes mit Ihnen zu sprechen. Nach einer halben Stunde werden wir essen."

Dieses war das erste Mal in neun Jahren, daß ihn der Professor zu Mittag eingeladen. Carl's Gedanken waren indessen von dem Auftritte des Vormittags zu sehr beschäftigt, um über diese Einladung sich zu verwundern. Er stellte sich zur bestimmten Zeit im Speisezimmer ein, überzeugt, daß das, was

der Professor ihm zu sagen hatte, das Modell beträfe.

Carl täuschte sich indeß. Nicht ein Wort ging in Betreff dieser Sache über des Professors Lippen. Er sprach ausschließlich von der Reinschrift des Textes zu seinem Bilderwerke, fragte Carl, ob er den ihm ertheilten Auftrag ausgerichtet, und wünschte dann, daß Carl noch denselben Tag die Arbeit an Gerda besorgen möchte.

Nach der Mahlzeit brachte der Professor sein Manuscript zum Vorschein, zeigte in demselben Carl Verschiedenes, worauf er Gerda aufmerksam machen sollte, und beauftragte ihn, damit zum Södermalm zu fahren. Der Professor bot ihm sein Fuhrwerk an, um rascher zum Ziele zu gelangen.

Carl erklärte, daß er eben so gern gehen möchte und dabei blieb es.

Eine ungewöhnliche Traurigkeit ruhte auf dem Antlitz des jungen Künstlers. Beim Anblick Gerda's aber verschwand dieselbe. Als das junge Mädchen ihm mittheilte, daß ihre Mutter besser zu werden schiene, und Frau Ahrnell ihn lächelnd begrüßt hatte, fühlte er sich wieder froh und zufrieden, besonders da

Gerda bei Ueberlieferung der mitgebrachten Arbeit vor Freude weinte.

Gerda theilte ihm im Vertrauen mit, sie wäre darüber betrübt, daß mehrere von ihren Kunden abgegangen, weil sie dieselben während der Krankheit ihrer Mutter nicht mit gewöhnlicher Pünktlichkeit hätte bedienen können. Wenn sie die Arbeit vollendet, die sie jetzt unter Händen hätte, so stände keine andere Arbeit mehr in Aussicht; deshalb käme das Abschreiben wie ein Retter in der Noth. Sie wolle sich bemühen, dasselbe so gut wie möglich zu machen.

Carl und sie gingen das Manuscript durch, und Gerda hatte ein wenig Fieber, ehe sie zu schreiben anfing. Denn sie hatte nie vorher etwas abgeschrieben, außer ein paar Mal beim Pastor Z. Gerda schrieb nun bis in die Nacht hinein und fand diese Beschäftigung viel angenehmer als das Nähen.

Mit einem eigenthümlichen Interesse betrachtete sie das Manuscript des Professors, und ihre Augen füllten sich mit Thränen bei dem Gedanken, daß sie für Richard's Vater arbeitete.

Es schien dem schwärmerischen Mädchen, als wenn sie durch diese Arbeit auch in Berührung mit Richard gekommen und ein leises Flüstern von ihm

vernähme, indem sie die Gedanken seines Vaters copirte.

Als Carl Abends nach Hause zurückkehrte, schlug es zehn Uhr. Alles war still in des Professors Hause, da man dort jetzt zeitig zur Ruhe zu gehen pflegte.

Carl stieg leise die Treppe hinauf. In seinem Zimmer konnte er das Feuerzeug nicht finden und mußte im Dunkeln sich zur Ruhe begeben.

Ehe Carl am folgenden Morgen aufgestanden, kam ein Bote vom Professor mit dem sehr dringenden Auftrage, daß Carl sogleich zur Werkstätte hinunterkommen möge, woselbst der Professor ihn erwarte.

Beim Eintreten Carl's war Schneider sehr heftig. Er stand vor der Form, welche Carl am vorhergehenden Tage gemacht, und behauptete, dieselbe wäre so schlecht ausgeführt, daß das Modell sicherlich beschädigt sei. Carl erhielt den Befehl, dieselbe sogleich abzunehmen, eine Arbeit, welche viel Zeit erforderte und nichts weniger als angenehm war, da er zu seiner Seite einen Mann stehen hatte, welcher bei jedem Stücke ausrief:

„Ja, wie ich gesagt habe, die Form und das Modell müssen dabei zum Teufel gehen. Wie in aller Welt konnten Sie dieselbe aus so großen Theilen machen? Sie werden dadurch Alles verderben.“

Endlich nach zweistündiger Arbeit war die Form abgenommen und wurde wieder zusammengefügt, ohne daß das Modell gelitten.

Die Arbeiter und die Eleven hatten sich unterdessen eingefunden, und als Carl seine Arbeit beendet, ging er in's Atelier, um zu zeichnen. Der Professor war einige Augenblicke vorher eingetreten.

Mitten im Zimmer stand ein Piedestal, und darauf eine Figur, die mit einem dunklen Tuche verdeckt war.

Dieses war eine so gewöhnliche Erscheinung, daß Carl nicht weiter darauf achtete oder gar darüber sich verwunderte.

Nach einigen Augenblicken wandte der Professor sich an den ältesten Eleven, auf den er große Hoffnungen setzte, indem er äußerte:

„Haben Sie, Herr F., schon einmal die Geschichte von dem Sclaven Murillo's gehört?“

„Ja, Herr Professor, Sie selbst haben mir dieselbe erzählt.“

„So, das hatte ich vergessen. Ich dachte daran in Folge eines neulichen Ereignisses in der Künstlerwelt."

„Vielleicht etwas Aehnliches?" fragte Herr F.

„Ungefähr so. Es ist Ihnen wohl bekannt, wie Friedrich der Große es mit Voltaire und einem seiner Gedichte machte?"

„Ja, er ließ einen Mann, der wegen seines außerordentlichen Gedächtnisses bekannt war, sich hinter einer Gardine verbergen und das Gedicht des französischen Dichters anhören, als dieser es dem Könige vorlas. Als Voltaire geendet hatte, erklärte Friedrich, das Gedicht sei nicht von Voltaire, weil er es am Tage vorher von dem wirklichen Verfasser gehört habe. Voltaire war außer sich und betheuerte, er hätte es erst am Tage vorher vollendet und zweifle deshalb an der Wahrheit der Angabe des Königs. Friedrich erhob sich, ging in's nächste Zimmer und kam mit dem Zuhörer zurück, der zu Voltaire's Erstaunen wörtlich das Gedicht recitirte, welches er nur dem Könige mitgetheilt hatte."

„Die Geschichte ist nicht übel, und muß nach dem, was man über Friedrich's Charakter weiß, wohl wahr sein. Sie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem,

was ich Ihnen zu erzählen beabsichtige.“ Der Professor warf einen Blick auf Carl, welcher den Bleistift fortgelegt und mit gespanntem Interesse lauschte. Nach einer Weile fuhr der Professor wieder fort:

„Es war ein ausgezeichneter Bildhauer, welcher als Arbeiter und Lehrling einen Knaben annahm, der natürliche Anlage zum Zeichnen hatte. Er bestimmte den Knaben zu einem Arbeiter auf dem Gebiet der Kunst, aber hielt ihn nicht für talentvoll genug zu einem Künstler, weil der Bildhauer alles Mittelmäßige verabscheute. Alles ging nach des Bildhauers Wunsch. Der Knabe bildete sich zu einem tüchtigen, fleißigen Arbeiter aus, und obgleich er verschiedene Male den Wunsch andeutete, in das artistische Gebiet eintreten zu dürfen, so wurde er doch davon abgehalten, weil der Bildhauer Niemand dazu befördern wollte, der nicht der Kunst Ehre machen könnte. Er betrachtete des Knaben Verlangen, sich so hoch erheben zu wollen, nur als eine Eitelkeit ohne entsprechende Anlage. Eines Tages sagte man ihm, daß der Knabe, wenn er des Meisters Modelle formte, davon Copien nähme, um damit auf eigene Hand ein Geschäft zu machen. Man erzählte sogar, daß er schon verschiedene Copien in seinem Zimmer verborgen hätte. Als der Jüng-

ling ausgegangen war, ging der Bildhauer in dessen Zimmer hinein. Und was entdeckte er da? — Er findet hinter einem Schirme ein Modell von idealer Schönheit. Es war nicht die Copie eines Modells des Bildhauers, sondern eine Schöpfung des Jünglings, welcher daran in der Stille gearbeitet hatte. Diese Geheimnißkrämerei verdiente indeß eine Strafe, und der Bildhauer erinnerte sich an die Anekdote von Voltaire. Er zeichnete das Modell ab und legte es Ihnen gestern als den Entwurf einer neuen Idee vor. Es interessirt Sie vielleicht, meine Herren, nun das Original zu sehen, nach welchem der Entwurf gemacht ist?"

Der Professor nahm die Decke fort, welche die Figur umhüllte, und Carl's Modell stand dort.

„Die Idee und die Ausführung derselben, wie sie hier in Thon steht, ist von Carl Gustafson," äußerte der Professor, „und ich glaube, daß Sie, meine Herren, dem jungen Künstler gewiß einen Platz im Atelier einräumen werden. Was die Inspiration betrifft, so ist er Ihr Meister. Er wird fortan in Marmor arbeiten. Ist man zu einem Adler geboren," fügte der Professor mit Nachdruck hinzu, so darf man sich nicht unter Sperlingen bewegen. Ich hoffe, Gustafson

wird dereinst mein würdiger Nachfolger werden, wenn ich den Meißel niederlege und nicht mehr in Marmor schaffen kann."

Wenn man zwanzig Jahre alt ist, ist man für solche Anerkennung seines Talentes sehr empfänglich, man faßt die Handlungsweise so auf, wie sie aufgefaßt werden muß, und legt ihr vielleicht einen größeren Grad von Edelmuth bei, als sie in der Wirklichkeit enthält.

Als Schneider seine Erzählung beendet hatte, wollte Carl im Uebermaaß seines Gefühls sich dem Professor zu Füßen werfen, allein dieser verhinderte es und sprach:

„Keine solche Kindereien zwischen Männern. Ich habe Ihnen nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, Gustafson, und ich hoffe, daß Derjenige, welcher die Kunst so ohne alle Selbstsucht liebt wie Sie, einst ein ausgezeichneter Künstler werden wird. Streben Sie nun dahin, daß die Hand, welche den Marmorblock bearbeiten soll, eben so sicher wird, wie der Kopf gute Ideen hat. Mit dem heutigen Tage hört Ihre Arbeit in der Werkstatt auf und Sie werden sich hinfort der Ausbildung Ihres Talentes widmen. Da aber das größte Genie auch existiren muß, so ist

es wohl das Beste, wenn Sie Ihre Zeit so eintheilen, daß Sie einen Theil derselben der Arbeit für das Brod widmen und zu dem Zwecke die Zeichnungen meines Werkes vollenden. Dieses kann eine gute Erwerbsquelle für Sie werden, und ich habe Niemand, der die Arbeit besser auszuführen vermöchte."

Der Professor verließ eiligen Schrittes das Atelier, und Jeder ging wieder an seine Arbeit.

Tage, Wochen und Monate waren verstrichen. Der Frühling war gekommen und noch immer war es dem reichen Strömberg nicht geglückt, durch größere oder kleinere Infamieen, welche er sich in aller Stille erlaubt, Gerda zur Heirath zu bewegen.

Er hatte sie einige Male auf der Straße getroffen, indem er aufgepaßt, wenn sie in Geschäften ausging, was jetzt höchst selten geschah. Denn, wie er ihr gesagt, wollte er nicht eher ruhen, bis sie seine Frau wäre.

Hätte nicht ein freundliches Geschick Carl mit Gerda zusammengeführt, als sie ihren einzigen Freund verlor, so hätte Strömberg möglicherweise den traurigen Triumph gehabt, die lahme Frau und die für Beider Auskommen mühsam sorgende Gerda in wirk-

liches Elend zu bringen; jetzt nun war ihm dieses nicht einmal geglückt, denn das Abschreiben war dazwischen gekommen. Gerda hatte nun für Monate ununterbrochene Arbeit für den Professor Schneider, und zwar ohne weiter mit ihm persönlich bekannt zu sein.

Schneider war mit ihrer Arbeit zufrieden und kümmerte sich nicht darum, ob die Schreiberin jung oder alt sei, da während der Zeit so Vieles seine Gedanken beschäftigte. Alles, was ihn interessirte, war die saubere und schnell ausgeführte Arbeit Gerda's.

Eines Tages, zu Anfang des April, erhielt der Professor einen Brief von Edith mit der freudigen Nachricht, daß sie und Sylvia seinem Wunsche gemäß nun nach Schweden zurückkehren würden. Er hatte gerade den Brief gelesen, als sich ein Herr anmelden ließ, welcher mit ihm zu sprechen wünschte. Der Fremde wurde eingelassen und von dem Professor sehr freundlich wie ein Mann begrüßt, für den er große Achtung zu hegen schien.

„Es ist mir außerordentlich angenehm, von Herrn Strömberg einen Besuch zu erhalten,“ sagte der Professor, und bat seinen Gast, Platz zu nehmen.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie zu belästigen, Herr Professor, um Sie zu bitten, mir einen jungen Künstler nachzuweisen, der geneigt wäre, den Sommer über sich auf einem Landgute aufzuhalten, um eine dort befindliche Gemäldesammlung zu restauriren. Die Gemälde sind von großem Werth, aber schlecht in Acht genommen, und ich möchte sie wieder in einem präsentablen Zustande haben. Vielleicht kennen Sie einen jungen Künstler, der das Honorar gebrauchen kann, welches ich dafür ausgeworfen."

Der Professor schlug einige junge Leute vor, und Beide sprachen während einer halben Stunde nur von dieser Angelegenheit.

Herr Strömberg war als ein Mann bekannt, der sich für die freien Künste sehr interessirte und gern junge Talente aufmunterte. Er war ein Ehrenmann, wie es hieß, der den Armen stets half und ein nie verlöschendes Interesse für alles Gemeinnützige hatte. Aber wie viel moralische Schlechtigkeit und herzloser Egoismus sich unter dieser Maske Strömberg's verbargen, das ahnte Niemand, besonders wenn man in den Zeitungen las, er habe den Armen so und so viel geschenkt und für diesen oder

jenen wohlthätigen Zweck eine so und so große Summe gezeichnet.

Derselbe Mann, welcher mit verschwenderischer Freigebigkeit Wohlthaten ausstreute, wenn es ihm den öffentlichen Beifall verschaffen konnte, gab in der Stille nicht das geringste Almosen, und benutzte jede Gelegenheit, sich zu bereichern, wenn er nicht entdeckt zu werden fürchtete.

Strömberg lebte nur für Eins, das heißt für sich selbst, sein Glück und sein Wohlergehen. Er hatte niemals für einen anderen Menschen Zuneigung gehegt, und wenn er einmal eine vorübergehende Regung des Mitleids fühlte, so war dieselbe mit seinem Privatinteresse so eng verknüpft, daß man schwer entscheiden konnte, ob es eine wirkliche Theilnahme gewesen sei.

Strömberg's Liebe zu Gerda war das erste Gefühl, welches sein Ich von einem andern Wesen abhängig machte. Er hatte für das junge Mädchen eine so tiefe Neigung gefaßt, wie sie oft erst in einem reiferen Alter bei Männern erscheint, die ihre Jugend ausschließlich den Anstrengungen, Reichthum und Unabhängigkeit zu gewinnen, gewidmet haben.

Hätte Gerda ihm Zuneigung und ihre Hand

schenken können, so würde sie über sein Herz eine unumschränkte Herrschaft gewonnen haben. Des Weibes Macht über einen Mann von Strömberg's Alter, der zum ersten Male die Gewalt der Liebe empfunden, ist gewöhnlich sehr groß. Gerda's Zurückweisung hatte ihn gereizt und seinen Egoismus in Thätigkeit gesetzt.

Er mußte sich an ihr rächen, weil sie ihm ein Leiden zu bereiten gewagt, und er hoffte, endlich sie doch besiegen zu können.

Aber kehren wir zu ihm und dem Professor zurück.

Als dieser versprochen, ihm einige junge Künstler nachzuweisen, lenkte Strömberg das Gespräch auf die Bildhauerkunst, worauf der Professor ihn in's Atelier hinabführte.

Dieses hatte Strömberg gerade gewünscht. Im Atelier war augenblicklich nur Carl zugegen, der an seinem betenden Mädchen arbeitete.

Strömberg's erster Blick fiel auf den Jüngling, aber er that, als ob er ihn nicht bemerkte, und blieb bewundernd vor Schneider's schlafender Venus stehen. Nachdem er noch Verschiedenes betrachtet, stand er vor Carl's Modell, sagte darüber einige schmeichel-

hafte Worte und fragte darauf Carl nach seinem Namen. Der Jüngling nannte ihn.

„Gustafson," wiederholte Strömberg, als wenn er bei dem Klange dieses Namens an Etwas erinnert worden sei, das er längst vergessen hatte.

„Das erinnert mich an einen jungen Handwerker, dessen Händen ich einmal, ohne ihn näher zu kennen, eine Summe Geldes zur Verwaltung für eine arme Frau anvertraute. Derselbe war Schuhmacher und wohnte in der Bauerngasse."

„Das ist mein Bruder. Ich war damals bei ihm in der Lehre."

„Dann sind Sie wohl der Herr, welcher Fräulein Ahrnell Stunden im Zeichnen giebt?"

Carl bejahte die Frage und erröthete dabei.

„Ich habe mich sehr gewundert, wie das junge Mädchen es möglich macht, sich und ihre Mutter zu ernähren," hub Strömberg wieder an; „es muß Jedem unbegreiflich erscheinen, wenn man bedenkt, daß die lahme Frau gar nichts zu ihrem Unterhalte beitragen kann. Ich habe sie zwar verschiedene Male unterstützt, aber wegen der Tochter, die ein schönes Mädchen ist, nicht besuchen mögen. Der Ruf eines armen Mädchens ist so leicht befleckt."

„Was Fräulein Ahrnell anbetrifft," fiel Carl ein, der durch Strömberg's Worte sehr gereizt worden war, „so glaube ich nicht, daß Jemand an ihrem Ruf einen Flecken aufzufinden vermöchte. Alle, welche sie kennen, wissen, wie arbeitsam sie ist und wie tadellos ihr Wandel."

„Das ist möglich; aber, wie tadellos auch ihr Leben sein mag, so muß sie doch immer Etwas haben, um sich zu ernähren!"

„Das hat sie auch. Denn seitdem sie weniger durch Näharbeiten beschäftigt wird, fertigt sie Reinschriften und erwirbt dadurch ihren und ihrer Mutter Unterhalt. Wer Fleiß und Ausdauer besitzt, dem wird selten das tägliche Brod fehlen," fügte Carl hinzu. —

Der Professor hatte mit seinem Falkenauge sowohl Strömberg, als auch Carl beobachtet und viel gedacht, was der Wahrheit sehr nahe kam.

Kaum hatten die beiden Herren das Atelier verlassen, als Carl seine Arbeit bei Seite legte und auf sein Zimmer eilte.

Strömberg und der Professor befanden sich jetzt wieder in dem Privatzimmer des Letzteren. Ersterer äußerte:

„Ist der junge Gustafson schon lange bei Ihnen, Herr Professor?"

„Bereits neun Jahre."

„Hat er ein großes Talent?"

„Ein vielversprechendes." Der Professor beabsichtigte, nur kurze Antworten zu geben, um Strömberg zum Sprechen zu bewegen.

Wenn zwei schlaue Personen zusammenkommen, so suchen sie stets einander Schach zu setzen; so auch hier. Der Professor war auf den Verdacht gekommen, Strömberg habe sich nur Carl's wegen bei ihm eingefunden, und wünschte daher, daß Strömberg es durch seine Fragen bekräftige.

„Es wäre wirklich schade, wenn der junge Mann sich zu frühzeitig an ein Mädchen fesseln würde," sagte Strömberg; „dergleichen Verbindungen, besonders wenn sie Ausgaben verursachen, wirken auf die Ausbildung eines Künstlers gewöhnlich sehr hemmend."

„Freilich, aber damit hat es hier keine Noth."

„Erlauben Sie, ich möchte das Gegentheil behaupten. Der junge Gustafson ist aller Wahrscheinlichkeit nach ernstlich verliebt in Fräulein Ahrnell. Er hat durch diese Bekanntschaft jedenfalls große Aus-

gaben und muß wohl zu der Existenz des Mädchens und ihrer Mutter beitragen."

„Wissen Sie das bestimmt?" fragte der Professor.

„Ja, das weiß ich, und ich beklage den jungen Künstler von Herzen. Er hat durch seine Besuche nicht nur sich selbst geschadet, sondern auch dem Mädchen, und durch seine Unterstützung bewirkt, daß sie ihre frühere Arbeit und ihren guten Ruf verloren hat."

Strömberg sah es dem Professor an, daß er für dieses Mal schon genug gesagt; dessen ungeachtet fügte er noch einige moralische Erläuterungen hinzu, und bemerkte, daß es die Pflicht der Aelteren wäre, die Jüngeren stets auf deren unbedachte Schritte aufmerksam zu machen. Nach dieser Aeußerung nahm er Abschied.

Der Professor ging in seinem Zimmer lange auf und nieder, als wenn er sich mit einem verdrießlichen Gedanken zu beschäftigen schien.

Selbst ein leichtsinniger Verehrer des schönen Geschlechts, war er doch kein milder Richter gegen Andere, und in Bezug auf Carl verdroß es ihn, daß nun die Geliebte des Jünglings durch Schreiben

Unterhalt gewonnen und dadurch Carl Gelegenheit gegeben, diese Verbindung zu unterhalten. Der Professor vergaß dabei, daß er selbst den Vorschlag gemacht, daß Gerda für ihn schreiben sollte.

Nach Verlauf einer Stunde nahm er Hut und Ueberrock, verließ seine Wohnung und fuhr in einer Droschke nach der Habichtsgasse.

Er wollte das Mädchen sehen und selbst entscheiden, ob sie zu denen gehöre, welche das Unglück eines Jünglings bereiten können, und im Grunde also schlecht sind.

Der Professor stieg die drei Treppen hinan und klopfte an die niedrige Thüre, welche sogleich und zwar von Carl geöffnet wurde.

Dieser war über das unerwartete Zusammentreffen sehr überrascht, und der Professor nicht minder.

„Ist Fräulein Ahrnell zu Hause?“ fragte er.

Carl trat auf die Seite, und vor dem Professor stand ein schlankes und schönes Mädchen. Ja, sie war so schön, daß sie auf den Künstler einen angenehmen Eindruck machte. Sein Auge leuchtete und die finstere Miene, welche er beim Anblick Carl's gezeigt, verschwand wieder.

Er verneigte sich tief vor dem schönen Mädchen

und erwies dadurch der Schönheit die Huldigung, zu der er immer bereit war. Der Professor nannte seinen Namen, was überflüssig war, denn Gerda hatte ihn während der Zeit, als sie für Edith arbeitete, oftmals gesehen, obgleich er niemals mit ihr zusammengetroffen war. Als der Professor dem jungen Mädchen einige verbindliche Worte sagte, wie er mit ihrer Abschrift zufrieden sei, schlug ihr Herz in jugendlicher Verlegenheit. Sie faßte sich jedoch schnell, dachte daran, daß sie vor Richard's Vater stände, und sprach, indem sie auf Marianne deutete:

„Meine Mutter."

Die gelähmte Frau saß von Kissen umgeben, ein Bild der Krankheit und des Leidens, aber nicht in einer abschreckenden, sondern Theilnahme erweckenden Gestalt.

Schneider hatte auch für sie einige verbindliche Worte, und nachdem er sich theilnehmend über ihre Krankheit geäußert, wandte er sich an Gerda und fragte sie, ob sie für ihn das Reinschreiben einer anderen Arbeit übernehmen wolle, die zwar beschwerlicher wäre, als die frühere, aber besser honorirt werden solle. Der Professor wollte nämlich, wie er äußerte, seine Reiseskizzen herausgeben, welche in

kunsthistorischer Beziehung jüngeren Künstlern von Nutzen werden könnten.

Bei diesen Worten hatte er zufällig das Auge auf eine Zeichnung gerichtet, die auf dem Tische lag. Es war eine Bleistiftzeichnung, und zwar das Portrait der Frau Ahrnell. Der Professor unterbrach sich plötzlich und fragte, wer jenes Portrait ausgeführt habe. Erröthend antwortete Gerda, daß sie es gezeichnet hätte.

Hatte das Aeußere des jungen Mädchens schon den Schönheitssinn des Künstlers angesprochen, so erregte sie jetzt in seinen Augen ein noch größeres Interesse. Er prüfte die Zeichnung, verwunderte sich über die treffende Aehnlichkeit, und schloß mit der Frage, wer ihr Lehrer gewesen sei. Sie nannte Carl. Darauf erklärte er:

„Wenn man solche Anlagen besitzt, so ist es eine Sünde, seine Zeit mit Nähen und Abschreiben zu vergeuden. Sie können eine gute Portraitmalerin werden, und müssen sich eifrig auf die dazu erforderlichen Studien legen.“

„Ich kann nur kurze Zeit darauf verwenden,“ erklärte Gerda, „weil ich kein anderes Kapital, als meine Arbeit besitze.“

Der Professor wünschte, einige von ihren Zeichnungen zu sehen, und unterhielt sich längere Zeit mit ihr, ertheilte ihr guten Rath und bezeichnete ihr den Weg, den sie einschlagen müßte, um eine Künstlerin zu werden.

Carl stand während der Anwesenheit des Professors neben dem Sopha, auf welchem Frau Ahrnell ruhte, und hatte sich nicht mit einem einzigen Worte an der Unterhaltung betheiligt, aber seine Wangen wurden bald bleich, bald roth. Einen Augenblick dachte er, es könnte Gerda's Glück sein, wenn der Professor sich für ihre künstlerischen Anlagen interessirte, aber in einem anderen betrübte ihn wieder der Gedanke, daß der Professor die Hand von seinem Eleven zurückziehen, und ihm das Glück rauben möchte, ihre Anlagen ausgebildet zu haben.

Endlich verabschiedete sich der Professor. Er versprach, wieder zu kommen, um mit einigen guten Rathschlägen dem sich entwickelnden Talente nützlich zu sein. Nachdem er sowohl der Mutter als der Tochter verbindlich Lebewohl gesagt, wandte er sich an Carl mit den Worten:

„Nun, Gustafson, folgen Sie mir?“

Dieser entgegnete, daß er mit Gerda zeichnen

wolle, und blieb zurück. Nach dem, was er während des Professors Besuch erfahren, konnte Carl unmöglich diese Wohnung verlassen. Er blieb also und zeichnete mit Gerda, war aber niemals so ungeduldig gewesen, wie jetzt. Als der Unterricht beendet war und er sich empfehlen sollte, zögerte er noch immer mit dem Abschiednehmen und fragte schließlich Gerda, ob sie am folgenden Tage mit ihm ausgehen möchte. Gerda mußte nach der Königsinsel (Kungsholm), und Carl bat, sie dahin begleiten zu dürfen. Am folgenden Nachmittage um fünf Uhr wollte er sie abholen. Der Ton, in welchem er seinen Wunsch aussprach, sagte ihr, Carl habe noch etwas Besonderes auf dem Herzen. Sie bewilligte seine Bitte, und sie trennten sich.

Am folgenden Tage mit dem Schlage fünf Uhr trat Carl in die Wohnung der Frau Ahrnell. Gerda war schon angekleidet, und nachdem sie ihre kranke Mutter der Fürsorge der Frau Sjöberg anvertraut hatte, nahmen die beiden jungen Leute von Marianne Abschied und wanderten an dem schönen Frühlingsnachmittage nach der Königsinsel.

Gerda's Aussehen war blühend und ihr Blick voll Hoffnung; Carl dagegen sah ernst und fast düster aus. Sie gingen die Habichtsgasse hinunter, ohne daß Carl ein einziges Wort äußerte. Gerda hatte Etwas gesagt, aber keine Antwort darauf erhalten, weshalb auch sie schwieg und sich in ihrem Herzen betrübte, daß Carl so stumm und verdrießlich war.

„So hätte es Richard nie machen können," dachte Gerda und seufzte.

„Sie seufzen, Fräulein Ahrnell," sagte Carl, „und man darf sich deshalb nicht wundern; ich muß Ihnen verdrießlich vorkommen, und doch will ich es nicht sein, aber ich fühle mich tief betrübt."

„Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?" fragte Gerda theilnehmend.

„Mir nicht, allein es sieht aus, als wenn ich eine Ursache zu Unannehmlichkeiten für Sie wäre."

„Für mich?" lächelte Gerda. „Sie sind doch nichts Anderes für mich gewesen, als ein Trost im Schmerze, ein Beistand im Kummer und ein Retter, wenn es am traurigsten für mich aussah. Wenn Sie nicht gewesen wären, wie stände es dann mit mir und meiner Mutter? Wie oft haben Sie mich

die düstere Gegenwart vergessen lassen, und habe ich nicht durch Sie die Arbeit erhalten, welche mich in den Stand setzt, meine Mutter zu ernähren?"

Gerda war sehr einnehmend, als sie dieses sprach:

„Ihre Worte, Fräulein Ahrnell, thun meinem Herzen wohl; — aber leider mildern sie nicht das Schlechte," seufzte Carl.

„So reden Sie doch," bat Gerda und lächelte. „Es kann doch nicht etwas so Gefährliches sein?"

„Meine Worte werden Sie möglicherweise verletzen."

„Das glaube ich nicht, denn ich weiß, Sie haben nicht die Absicht, mich zu beleidigen."

„Nein, gewiß nicht, und wenn ich Ihnen jeden Kummer ersparen könnte, so thäte ich es mit Aufopferung meiner Existenz."

Eine Pause trat ein. Carl unterbrach dieselbe, indem er scherzend äußerte:

„Wenn ich so fortfahre, wie ich angefangen habe, so werden wir die Königsinsel erreichen, ohne daß ich Ihnen mitgetheilt habe, was ich gestern auf dem Herzen hatte, noch weniger, was mich jetzt peinigt. Deshalb ist es das Beste, mich frei auszusprechen."

Carl richtete an Gerda einige Fragen in Betreff

Strömberg's, ob er ein rechtschaffener Mann sei, und welche Meinung sie sich über ihn gebildet, während der Zeit, als sie in seinem Hause gewesen. Gerda antwortete Anfangs ausweichend, aber schließlich gestand sie ihm, Strömberg sei ein Mann, zu dem sie nicht großes Vertrauen habe, und auch nicht hegen könne, obgleich sie während ihres Aufenthalts in seinem Hause niemals Ursache gehabt, sich über ihn zu beklagen.

Carl erzählte Gerda von Strömberg's Besuch beim Professor und seiner eigenen Unterhaltung mit Strömberg, deren Eindruck auf ihn so peinlich gewesen, daß er zu Gerda geeilt, um sie vor diesem Manne zu warnen, obgleich er durch des Professors Eintreten bei Ahrnell's daran verhindert worden. Ferner erzählte Carl, der Professor habe ihn, als er eines Abends von Gerda gekommen, zu sich rufen lassen und gesagt, Carl's Besuch schade dem Rufe Gerda's, wie Strömberg behauptet habe.

Der Professor hielt es deshalb für seine Pflicht, Carl darauf aufmerksam zu machen, daß er seine Besuche einstelle, und einstweilen allen Umgang mit Gerda abzubrechen habe.

„Ich kann Ihnen nicht sagen," fuhr Carl fort,

welche schreckliche Nacht ich darüber gehabt, daß ein Mann über meine Besuche etwas Schlechtes äußern konnte. Hätte ich so etwas ahnen können, so wäre ich gewiß niemals über Ihre Schwelle getreten.

„Das weiß ich," unterbrach ihn Gerda in einem Tone, welcher verrieth, wie verdrießlich sie war, „aber sagen Sie mir jetzt, was Sie zu thun gedenken?' Sie sah auf den Jüngling, der ihrem Blick mit treuem und offenem Auge begegnete.

„Für mich giebt es wohl keine Wahl," antwortete er, „ich muß meine Besuche einstellen, obgleich es mir vorkommt, als wenn ich dann nicht mehr leben könnte. Meine Zuneigung zu Ihnen ist so groß, daß ich lieber Alles erdulden will, als Ihnen den geringsten Schmerz bereiten."

„Sie haben mir noch nichts Böses zugefügt, und Sie dürfen nicht handeln, wie Sie es jetzt für Pflicht und Recht halten, denn es ist nicht recht," fiel Gerda lebhaft ein.

„Wenn Sie wüßten, weshalb Strömberg in dieser Weise aufgetreten ist, so würden Sie schon begreifen, daß ich jetzt mehr als je Ihrer Freundschaft bedarf. Ich verstehe nicht, und will es auch nicht verstehen, was die Welt Schlimmes über Ihre Besuche bei uns

sagen kann, aber Eins weiß ich, daß Derjenige, welcher sich schuldlos fühlt, sich um die üble Nachrede böser Menschen nicht zu kümmern braucht. Strömberg ist sicherlich der einzige Mensch, welcher über Ihre Besuche Etwas geäußert hat, und seiner Ansichten wegen fühle ich mich nicht geneigt, meinem Lehrer und Freunde zu entsagen."

Als Gerda so ihre Meinung ausgesprochen, lächelte sie freundlich, wer sie indeß näher kannte, bemerkte in ihrem Lächeln doch einen Zug von Wehmuth.

„Wollen Sie," fügte sie hinzu, „den Unterricht aufgeben und dadurch mir alle Hoffnung für die Zukunft rauben?"

„Nein, Fräulein Ahrnell, das will ich nicht," antwortete Carl; „aber sollte ich dadurch, daß ich mit den Lectionen fortfahre, dem Geschwätze Strömberg's Vorschub leisten, so würde, wie ich fürchte, der Gewinn den Schaden nicht aufwiegen. Als der Professor gestern mit mir sprach, schien es mir, als ob jedes seiner Worte wahr sei, und deshalb beschloß ich, Ihnen heute auf einige Zeit Lebewohl zu sagen."

„Und Strömberg den Sieg zu erleichtern, auf den er so sicher rechnet?" fiel Gerda ein.

Sie erwähnte in Kürze Strömberg's Bewerbung

und seine Erbitterung, nachdem sie seinen Antrag abgelehnt, und bewies Carl, daß jedes Wort Strömberg's nur von der Absicht, ihr zu schaden, und sie ihrer einzigen Stütze zu berauben, dictirt sei. Gerda war stolz, und sie vermochte nicht zu fassen, daß dasjenige, welches in sich rein und fleckenlos ist, durch Bosheit ein anderes Aussehen erhalten könne. Die Nachsicht betrachtete sie als eine Schwäche.

Das Resultat war, daß Carl seine Stunden fortsetzen sollte. Wer war leichter zu überreden als er?

Sie trennten sich vor Gerda's Thüre, nachdem sie sich einander die Hand darauf gegeben, treue Freunde bleiben zu wollen.

Freunde! Welch' schönes Wort, das so Viele bethört und betrogen hat.

Als Carl in seinem Zimmer allein war, dachte er über die Unterredung mit Gerda nach, und es schien ihm, als wenn sie vollkommen recht habe; aber etwas quälte doch sein Herz. Er hatte nicht Alles erwähnt, was der Professor geäußert, nämlich, daß man behauptete, Carl unterstütze Gerda und ihre Mutter.

Wüßte sie das, meinte Carl, so würde sie nicht wünschen, daß ich die Lectionen fortsetze. Ich hätte ihr Alles sagen müssen, allein wie könnte ich das, ohne sie zu verletzen?

Carl hatte eine unruhige Nacht voll marternder Gedanken. Als der Tag dämmerte — es war Sonntag, — begab er sich zu seinem Bruder, um mit ihm Rücksprache zu nehmen.

Niklas war nicht zu Hause, und Stine, welche auf Carl sehr schlecht zu sprechen war, schrie ihm schon von Weitem entgegen:

„Was, hast Du Zeit hierher zu kommen? Bist Du nicht bei Deiner Schönen in der Habichtsgasse? Du glaubst wohl, man weiß es nicht, wie es mit der Sache steht? Der ganze Södermalm spricht davon, und man ist neugierig, zu wissen, wie viel Strömberg Dir giebt, damit Du seine Donna nimmst, deren er bereits überdrüssig ist. Pfui Teufel! Ja, die Mamsell ist eine nette Pflanze, und ich habe auch über den Vater so meine eigenen Gedanken. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; aber das sage ich Dir, treffe ich einmal die Ahrnell'sche Dirne, so werde ich ihr, und wäre es mitten auf der Straße, die Wahrheit schon sagen."

„Schweig'!" rief Carl mit blitzenden Augen und geballten Händen. „Wage mit Deiner unreinen Zunge noch ein einziges Wort über Gerda Ahrnell auszusprechen, und ich stehe nicht dafür, was ich thue."

In demselben Augenblick ging die Thür auf und Niklas trat ein. Stine stürmte dem älteren Bruder entgegen und rief, Carl hätte ihr mit Mißhandlung gedroht. Dabei stieß sie die gröbsten Schmähungen gegen Gerda aus.

Carl hätte diesen Sturm verletzender Worte über Gerda nicht ertragen, wäre nicht Niklas dazwischen getreten; denn einen Augenblick hatte es den Anschein, als wenn Carl seine boshafte verkrüppelte Schwester zerschmettern wollte.

Niklas hatte indessen durch einen Machtspruch Stine den Mund verboten und sie aus dem Zimmer entfernt. Als beide Brüder allein waren, äußerte Carl mit Heftigkeit:

„Wie kommt Stine dazu, Gerda Ahrnell so gemein anzugreifen? Von wem hat sie diese beleidigenden Geschichten?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Niklas, „und wenn ich es auch wüßte, so bist Du jetzt nicht in der Laune, daß ich es Dir erzählen könnte."

„Niklas, Du willst also mit Stine gemeinschaftliche Sache machen, die ein armes, verlassenes Mädchen verleumdet hat!"

Carl trat auf den Bruder zu, als wenn er gegen ihn seinem Zorne Luft machen wollte.

„Nur gelassen, Carl, wähle Dir einen anderen Leisten, als mich, wenn Du Deinen Zorn d'rauf anpassen willst," sagte Niklas. „Beruhige Dich nur, so werde ich Dir vielleicht Etwas mittheilen, was so gut ist wie ein Paar neue Sohlen. Setze Dich, und dann wollen wir weiter mit einander sprechen."

Carl schämte sich seiner Heftigkeit und reichte dem Bruder die Hand mit den Worten:

„Stine hat mich fast von Sinnen gebracht." Er setzte sich nieder, stützte den Kopf auf die Hand und fügte hinzu:

„Seit vorgestern kenne ich mich selbst nicht mehr."

„Das ist nur ein Uebergang, sagte der Fuchs, als ihm das Fell über die Ohren gezogen wurde, und so ist es auch mit diesem boshaften Geschwätze," meinte Niklas. „Du weißt, Carl, wie lieb Du mir gewesen bist, und daß meine Liebe sich nicht vermindert hat, nachdem Du mir in dem Zwiespalt zwischen mir und Louise beigestanden. Als ich vor einigen

Tagen ein Paar Stiefel zuschnitt, sprachen die Gesellen im Nebenzimmer mit einander. Ich achtete nicht eher auf ihre Worte, als bis ich Deinen und Fräulein Ahrnell's Namen hörte, und ich wurde noch aufmerksamer, als sie lachten. Was sie sagten ist wahrlich nicht werth, daß ich es wiederhole, aber die Worte waren doch für Fräulein Ahrnell verletzend. Deshalb ging ich hinaus und fragte, woher sie das Gerede hätten. Von Jungfer Stine, war die Antwort, und da dieselbe es ihrem eigenen Bruder erzählt hätte, so glaubten sie es natürlich. Ich drang nun auf Stine ein. Sie wollte nicht mit der Wahrheit heraus, aber schließlich erfuhr ich, die Aufwärterin bei Ahrnell's habe Stine nach dem Namen des Professors gefragt, bei welchem Du arbeitest. Sie hatte viel von Ahrnell's erzählt, die Tochter gerühmt, und auch Deine häufigen Besuche erwähnt, was Stine veranlaßt, boshafte Deutungen zu machen. Dieselben wären wohl nicht gefährlich gewesen, wenn nicht ein unbekannter Herr einige Male am Abend mit Stine gesprochen und sie nach Ahrnell's gefragt hätte. Er hatte ihr mitgetheilt, daß Ahrnell wegen Diebstahls die Flucht ergriffen und seine Tochter ein Verhältniß mit einem Bergwerksbesitzer habe, der sie jetzt Dir

aufdringen will. Ich beschloß zu erfahren, wer dieser Herr sei, und Dir mitzutheilen, wie das Gerücht ginge, damit Du dem bösen Leumund vorbeugen könntest. Eins, Carl, ist sicher, daß Du nicht mehr zu Ahrnell's gehen mußt, wenn Du Dich nicht mit Gerda zu verloben gedenkst. Du bist zwanzig Jahre, sie ist achtzehn. Ihr könnt in Ehren als Brautleute leben, bis Ihr Euch verheirathet. Die Leute haben dann nichts zu klatschen. Willst Du Dich nicht an das Mädchen binden, so gehe nicht dahin, denn durch Stine's und jenes Herrn Geschwätz wird der gute Ruf des Mädchens gefährdet, und der Schade ist nicht so leicht zu ersetzen."

Des Bruders Worte gingen Carl tief zu Herzen. Er bedurfte der Einsamkeit, um sich alles, was er erfahren, klar zu machen, und entfernte sich deshalb mit dem Versprechen, den brüderlichen Rath in Erwägung zu ziehen.

In seinem Zimmer dachte er unaufhörlich an die Worte seines Bruders: „Gehe nicht zu Ahrnell's, wenn Du Dich nicht mit Gerda zu verloben gedenkst." Niklas hatte es sehr natürlich gefunden, daß Carl Gerda's Hand begehrte, und diesem schien es unbegreiflich. Er hatte sich noch nie darüber Rechenschaft

abgelegt, ob er Gerda liebe oder ob ihn nur Zuneigung an sie fessele. Im Verlaufe des Tages wurde er sich hierüber vollständig klar.

Pehr Strömberg saß am Nachmittage in seinem Cabinet und rauchte bei einer Tasse Kaffee eine Cigarre, während er einige ausländische Zeitungen durchblätterte. Da trat der Bediente ein und meldete, ein anständig gekleideter Herr wünsche mit ihm zu sprechen. Nach Angabe des Bedienten hatte derselbe das Aussehen eines wohlhabenden Handwerkers.

Wie Alle, die kein reines Gewissen haben, verrieth Strömberg eine gewisse Furcht bei dem Besuche jedes Fremden. Dennoch wies er Niemand zurück, weil er es für das Beste hielt, sich davon zu überzeugen, ob der Fremde ihm schaden könne, und denselben zu verhindern, daß er sich nicht unvortheilhaft gegen die Bedienung äußere. Diesem Principe gemäß und obgleich er am Sonntag von jedem Besuche verschont sein wollte, ließ er den Fremden doch eintreten.

Es war der Schuhmachermeister Niklas Gustafsson.

Niklas machte eine höfliche Verbeugung, heftete sein klares Auge auf Strömberg und sagte:

„Verzeihen Sie, daß Sie ich am Sonntage störe, aber was ich mitzutheilen habe, erleidet keinen Aufschub, und deshalb hielt ich es für das Beste, das Eisen zu schmieden, wenn es heiß ist. Ich bin der Schuhmacher Gustafson, und meine Wohnung wird Ihnen schon bekannt sein.“

Niklas schwieg und blickte auf Strömberg, um zu sehen, welchen Eindruck seine Worte auf ihn gemacht hätten.

„Ah, nun erinnere ich mich. Sie wohnten früher in der Bauerngasse, und nahmen sich in meinem Namen der kranken Frau Ahrnell an. Der selige Pastor Z. hat mir seiner Zeit mitgetheilt, daß Sie ihm das Geld anvertraut, welches ich Ihnen für die arme Frau übergeben.“

Strömberg sah auf den Schuhmacher mit herablassender Freundlichkeit und fuhr fort:

„Sie sind ein achtungswerther Mann, wie man mir gesagt, und wenn ich Etwas für sie thun kann, so ...“

„Für mich braucht nichts gethan zu werden,“ unterbrach Niklas, ich habe ein Paar gesunde Arme, Arbeit vollauf und ein gutes Geschäft. Ich will auch nichts für mich erbitten, sondern für Andere.“

„Nun, so lassen Sie hören, es ist mir lieb, wenn ich helfen kann.“

„Herr Strömberg, es handelt sich nicht darum zu helfen, sondern vielmehr, nicht zu schaden. Sie sind ein reicher Mann, aber Sie sind es nicht immer gewesen und werden Diejenigen achten, welche sich durch Arbeit empor zu arbeiten suchen.“

„Das thue ich,“ fiel Strömberg ein, „und bin immer bereit, dem Fleißigen beizustehen.“

„Hm, hm,“ äußerte Niklas, der nun Strömberg immer fester anblickte. War er auch durch Strömberg's Worte etwas genirt, so hatte er doch beschlossen, die Wahrheit auszusprechen und sich durch nichts davon abhalten zu lassen. Nach einer augenblicklichen Unentschlossenheit sprach er freimüthig:

„Mein eigentlicher Zweck ist, Sie zu bitten, meiner Schwester, der buckligen Stine, nichts über Fräulein Ahrnell zu erzählen.“

„Wer, ich?“ rief Strömberg mit gut gespielter Verwunderung.

„Ja, Sie, Herr Strömberg. Stine ist boshaft und redet gern Schlechtes von Leuten. Wenn man ihr Etwas sagt, so wird es umhergetragen, und es kann nicht Ihre Absicht sein, Herr Strömberg, über

ein Mädchen ein schlechtes Gerücht zu verbreiten. Sie wissen selbst, wie unwahr die Erzählung ist, daß sie . ."

Niklas hielt inne und suchte seinen Aerger zu unterdrücken.

„Sind Sie toll; ich soll mit Ihrer Schwester über die Nähterin Ahrnell gesprochen haben? Glauben Sie, daß ein Mann wie ich sich damit befaßt, arme Leute zu verleumden?"

„Ich glaube es nicht, sondern ich weiß es," fiel Niklas mit unerschütterlicher Bestimmtheit ein. „Als Sie gestern mit Stine sprachen, stand ich hinter der Thür und lauschte. Ich konnte Ihr Gesicht nicht sehen, aber ich erkannte Ihre Stimme und wollte wissen, wer der niederträchtige Verleumder der Ehre eines Mädchens sei. Sie trennten sich von Stine und ich folgte Ihnen bis zu Ihrer Wohnung. Als Sie eingetreten, fragte ich den Portier nach Ihrem Namen. Er antwortete mir, es sei Herr Strömberg. Darauf beschloß ich, Sie zu besuchen, und bis dahin noch Verschiedenes auszuforschen. Nun erkläre ich Ihnen ganz entschieden, falls Sie das Fräulein Ahrnell nicht unangetastet lassen, Alles auszusprechen, was ich über den früheren Seekapitain Strömberg weiß, und das dürfte so viel sein, daß es Alles das

aufwiegt, was man über ein junges Mädchen zusammendichten kann."

Strömberg fuhr von seinem Sitze empor, und seine grauen Augen leuchteten in katzenhafter Grausamkeit.

„Was? Sie wagen es zu drohen und mich in meinem eigenen Hause anzuklagen. Ich rathe Ihnen, halten Sie inne, denn sonst könnte es leicht geschehen, daß ich Sie zur Thür hinauswerfen lasse! Welche Geschichten bringen Sie hier vor? Thun Sie es in der Hoffnung, Geld zu erpressen, da Sie auf mich spioniren? Aber glauben Sie nicht, daß es Ihnen gelingt. Für solche Geniestreiche giebt es Polizei, und wenn Sie sich nicht sogleich entfernen, so ....."

„Sollen Sie mich schon ausreden lassen und meiner Forderung genügen", fiel Niklas ein, „widrigenfalls ich nur ganz einfach zu wiederholen brauche, was ein gewisser Storm über den 1. Mai 18** eingestanden."

Strömberg, welcher kurz vorher den Ton eines Verletzten angenommen hatte, wurde bleich und sank in den Lehnstuhl nieder, aus dem er sich vorher erhoben hatte.

„Storm starb nicht, wie Sie hofften. Er lebt und kann erzählen, wie Sie einen armen Menschen zu dem Morde und Diebstahle veranlaßten und den Raub mit ihm theilten. Es ziemt sich also nicht, allen alten Klatschweibern zu erzählen, daß Ahrnell ein Dieb sei, denn sonst könnte es wohl geschehen, daß ich einmal mittheilte, wer ihn dazu gemacht hat. Und nun, Herr Strömberg, müssen Sie sich eidlich verpflichten, Fräulein Ahrnell nicht deshalb durch Wort oder That zu schaden, weil sie nicht Ihre Gattin werden will. Sie müssen gewissenhafter sein und nicht wollen, ein Mädchen solle Denjenigen heirathen, der ihren Vater zum Verbrecher gemacht hat. Sollten Sie sich weigern, mir dieses Versprechen zu geben, oder dem Fräulein Ahrnell irgend einen Nachtheil zu bereiten suchen, so können Sie sich darauf verlassen, daß die Hengel'sche Mordgeschichte nach Verlauf von neun Jahren wieder aufgerührt wird, und Ihr Ansehen zerstört werden soll, wenn Sie auch nicht von dem Gerichte verurtheilt werden können. Ich habe Ihnen nun meine Meinung gesagt und erwarte jetzt Ihre Antwort."

Strömberg hatte die Hand über die Augen gelegt und warf forschende Blicke auf Niklas. Mit

seiner natürlichen Verschlagenheit überlegte er und sah sofort ein, welche unangenehmen Folgen es für ihn haben könnte, wenn die Hengel'sche Mordgeschichte wieder an's Licht gezogen würde. Er berechnete sofort alle Gefahren, wenn er plötzlich die Achtung, welche er genoß, verlieren würde. Besser also, den Gefahren zu entgehen, als sich Gerda's Hand zu erzwingen. Dieses könnte möglicher Weise leichter geschehen, wenn er Zeit hätte, sich von Niklas zu befreien und den Aufenthalt Storm's auszuforschen, um diesen unschädlich zu machen.

Strömberg verdammte seine Unbedachtsamkeit, daß er mit Stina gesprochen und, unter dem Einfluß der Liebe zu Gerda, von seiner gewöhnlichen Vorsicht abgewichen war. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als auf die von Niklas gestellten Bedingungen einzugehen. Aber es galt dabei, es so zu thun, daß es den Anschein erhielt, als habe er nie die Absicht gehabt, Gerda schaden zu wollen. Demnach antwortete er also:

„Ich begreife Ihre Drohungen nicht, und es ist mir auch höchst gleich, sie zu begreifen; aber was ich dagegen verstehe und gerne thun will, ist, Fräulein Ahrnell auf keine Weise zu schaden. Hierauf gebe

ich Ihnen mein Wort, und das breche ich nie. Auch werde ich nichts von ihr oder ihren Eltern erwähnen, wenn es von Nutzen sein kann."

Strömberg ließ sich so weit herab, dem Schuhmacher die Hand zu reichen, welche dieser jedoch nicht annahm.

„Ich will einstweilen Ihrem Worte glauben," sagte Niklas, „und bedarf Ihres Handschlags nicht, das wäre gar zu viel. Wir nehmen eine zu ungleiche Stellung ein, um uns die Hände reichen zu können. Meine Hand ist durch Arbeit zu grob und zu hart, die Ihrige fein und weich. Ich habe nur daran gedacht, meine Hand zu einer ehrlichen Arbeit anzuwenden; die Ihrige hat an zu vielen Handlungen Theil genommen, welche das Tageslicht scheuen. Sie haben mit derselben auf eine weniger rechtliche Weise Schätze gesammelt und, mit Verachtung der Arbeit, durch andere Mittel nach Reichthum und Ansehen gestrebt. Ihre weiße Hand ist befleckt worden, während die meinige rein geblieben. Ich habe im Schweiße meines Angesichts mein Brod verdient und niemals höher gestrebt, als meinen Unterhalt zu erwerben und mein Gewissen rein zu erhalten. Meine Hand gehört also dem redlichen Arbeiter, welcher zu stolz

ist, einem reichen Manne die Hand zu geben, der im Tausche gegen Vermögen seine Ehre einbüßen mußte. Nun, Herr Strömberg, wollen wir uns trennen. Sie haben von meiner Seite nichts zu fürchten, so lange Sie Fräulein Ahrnell in Ruhe lassen."

Niklas machte einen Kratzfuß und entfernte sich, ohne daß Strömberg etwas auf die Parallele erwidern konnte, welche Niklas zwischen sich und ihm gezogen hatte.

Als am Montag Abend Frau Ahrnell von ihrer Tochter zu Bett gebracht worden war, trat Frau Sjöberg mit einem Brief an Gerda ein, welchen Herr Gustafson ihr übergeben hatte. Die alte Frau, welche wohlwollend, obgleich geschwätzig war, hegte für Gerda eine nicht geringe Zuneigung, und hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß Carl und Gerda ein Paar werden müßten. Als sie jetzt den Brief übergab, lächelte sie zufrieden und dachte: „Wollen doch 'mal sehen, ob es nicht so geht, wie ich geglaubt habe. Mich soll wundern, was die böse Stina dann sagen würde, die immer so viel zu prophezeihen hatte. Gott bewahre Jeden vor solch' einer Zunge, wie die

ihrige. Ich möchte sie für ihr Geschwätz über ihren Bruder Carl und Fräulein Gerda zurechtweisen; denn als ich nach dem Namen des Professors fragte, war sie wie vom Teufel besessen."

Während Frau Sjöberg dieses Selbstgespräch hielt, hatte Gerda das Schreiben erbrochen. Dasselbe lautete:

„Nicht gewohnt, meine Gedanken und Gefühle in Worte zu kleiden, habe ich doch beschlossen, mich schriftlich an Sie zu wenden, und bin überzeugt, Sie werden mich verstehen, wenn ich mit klopfendem Herzen niederschreibe: Gerda, ich liebe Sie.

„Ja, ich liebe Sie; aber nicht wie der Künstler sein Traumbild, nicht wie der Dichter seine Illusion, sondern wie der Mann das Weib, welches er vor Allem verehrt, anbetet und bewundert.

„Ohne daß ich darüber Reflectionen machte, waren Sie ein wesentlicher Theil meiner Seele. Ich kannte als Mensch und Künstler keine Freude ohne Sie, und es war mir ein süßes Bedürfniß, Sie in dieselbe Welt einzuführen, in der ich lebte und meinen höchsten Genuß hatte.

„Sie sind nicht eine Erscheinung des ideellen Lebens, Sie sind eine Wirklichkeit, die ich nicht von

meinem Dasein mehr trennen kann. Zu jung und zu wenig geneigt, für die Gegenwart zu leben, beherrschten Sie meine Gedanken und Gefühle, ohne daß ich mich fragte: „Liebst Du sie?"

„Ich lebte bisher nur für die Kunst und habe, ehe ich Sie erblickte, nur ein Wesen geliebt, aber nicht mit dem Herzen, sondern in der Phantasie. Sie war eine Erscheinung des Ideals, dem ich Gestalt geben wollte, sie war die Inspiration der Ideen, welche unentwickelt in mir lagen, sie war die Seele in dem Genius des Künstlers. Bei dem Gedanken an sie hatte ich keine Vorstellung von Glück, Freude und Seligkeit hier auf Erden. Sie war ein Traum, nicht ein Weib, das ich liebte und an dessen Seite ich leben wollte, um zu ihren Füßen zu sterben und ihren Namen zu segnen; dieses, Gerda, sind Sie allein!

„Lange noch hätte ich meine Gefühle für Sie nicht erkannt, wenn nicht andere Menschen in den Gang der Ereignisse eingegriffen und die Entwickelung der Liebe befördert, die mich an Sie fesselt.

„Die Schlechtigkeit der Welt zeigte mir, daß ich Sie mit ganzer Seele anbete. Gerda, sollten Sie in Ihrem reichen Herzen ein Gefühl von Zuneigung

für mich haben, so fragen Sie sich selbst, ob Sie mich lieben und an meiner Seite ein wechselvolles Leben führen können, um mit mir auf der Bahn der Kunst sich emporzuarbeiten. Sagt Ihnen Ihr Herz, daß Sie es können, so lassen Sie uns vor der ganzen Welt erklären, daß wir uns vereinigen wollen, sobald unsere Verhältnisse es gestatten.

„Als meine Braut geben Sie mir ein Recht, Sie zu beschützen und zu vertheidigen, und Ihnen all' die Zärtlichkeit, Liebe und Bewunderung zu widmen, deren mein Herz fähig ist, ohne daß die böse Welt Ihren Ruf anzutasten wagt. Wenn wir nicht die Gelübde der Treue miteinander austauschen können, so muß ich Sie zu sehen aufgeben.

„Ich will nicht flehen in einer Sache, in der Ihr Gefühl allein zu entscheiden hat, aber ich beschwöre Sie, weisen Sie mich nicht zurück, wenn Sie mich lieben können. Wie auch Ihre Antwort sein mag, und ob wir scheiden oder uns vereinigen, für alle Fälle verbleibe ich bis in den Tod

Ihr ergebener

Carl Gustafson."

Ihr jungen Mädchen, die Ihr Worte der Liebe gelesen, welche ein Mann an Euch gerichtet, den Ihr

hochschätztet, aber dennoch nicht liebtet, Ihr werdet verstehen, was Gerda beim Lesen dieses Briefes empfand.

Gerda konnte ihr Herz nicht täuschen, das an Richard gefesselt war. Mochte er sie vergessen haben, mochte er eine Andere lieben und sein Gefühl für Gerda nur das Feuer eines Augenblicks gewesen sein. Es hatte doch keinen Einfluß auf Gerda's Schritte. Sie liebte ihn und hatte aus Liebe zu ihm sich selbst verleugnet. Gerade, weil ihr Gefühl über allen Egoismus erhaben war, konnte sie ihm nicht treulos werden.

„Das Glück, Richard anzugehören, war mir nicht vergönnt, aber das Glück, ihn bis zum letzten Athemzuge zu lieben, wird mir bleiben," dachte Gerda. „Ich vermag keinen Anderen zu lieben, und könnte ich es auch, so würde ich es nicht thun. Er war meine erste, er soll meine einzige Liebe bleiben, und wann wir uns einmal im Leben begegnen, so werde ich ihm zurufen: „Als ich noch ein Kind war, batest Du mich, Deiner zu gedenken; ich gelobte es, und habe nicht aufgehört, Dich zu lieben."

So dachte Gerda, als sie mit einem tiefen Seufzer Carl's Brief wieder zusammenlegte.

Sie wußte, daß der theilnehmende Freund ihr Lebewohl sagen würde, und nicht wiederkehren, um mit seinen Unterrichtsstunden und seinen Schilderungen der Zukunft, die Schatten ihres gegenwärtigen Lebens vergessen zu lassen. Aber sie mußte entsagen; sie konnte nicht seine Braut werden und ihm eine Hand geloben, der das Herz nicht folgte. Sie schrieb also:

„Carl, ich habe eine große schwesterliche Zuneigung für Sie, aber dieselbe läßt mich nicht vergessen, daß mein Herz von einer Anderen gefesselt ist. Mit dieser Erklärung habe ich Alles gesagt. Sie enthält meine Antwort auf Ihre Bitte um meine Hand und meine Treue.

„Sie müssen deshalb nicht um den Verlust eines eingebildeten Glückes trauern, sondern Sie müssen so denken: Ein Künstler muß frei sein, frei von allen Banden, die mit weltlichen Sorgen verbunden sind. Seine Gattin ist die Kunst, seine Familie sind seine Werke und sein Glück ist seine Arbeit.

„Sie sind jung, Sie lieben mich und glauben, in meinem Besitze Ihr Glück zu erkennen.

„Doch, Sie haben Unrecht, es zu glauben.

„Pflichten, welche Sie sich jetzt so bereitwillig aufzulegen wünschen, würden Ihnen für die Zukunft

drückende Fesseln werden und Ihren Flug hemmen, der für einen großen Künstler nothwendig ist.

„Sie stehen auf den ersten Stufen der Leiter, die Sie zum Ruhme führen soll. Fesseln Sie Ihr Geschick an das eines Weibes, — und Sie werden auf demselben Standpunkte bleiben, auf dem Sie jetzt stehen.

„Sie sagen, daß wir gemeinschaftlich arbeiten werden. Die Arbeit ist des Lebens Gewinn und des Menschen Größe, aber machen Sie nicht die Arbeit der Kunst zu einem schmerzlichen Kampfe gegen die Noth, und lassen Sie nicht die Armuth mit ihrem bleichen abgehärmten Gesichte an der Seite des Modells Platz nehmen, nach welchem Sie in Marmor meißeln wollen, denn dann werden Sie nie Ihren schönsten Gedanken wiedergeben können.

„Die Noth in Gestalt einer kranken Frau und eines verhungerten Kindes ist etwas Schreckliches. Davon entlehnt der Künstler nichts, was ihn zum Ruhme erheben kann, sondern er wird von diesen schauerlichen Bildern in den Abgrund der Sünde und des Verbrechens hinabgezogen.

„Bleiben Sie ein freier Künstler, lieben Sie Ihre Ideale und Traumbilder; aber lieben Sie nie-

mals ein Weib so, daß Sie an dasselbe gefesselt zu sein wünschen. Sie würden sich dann Ihre eigene Bahn versperren, und, statt ein Arbeiter in der Künstlerwelt, nur ein Arbeiter für das tägliche Brod werden.

„Erinnern Sie sich der Armuth, die Sie als Kind kennen lernten, gedenken Sie des Gemäldes von Elend und bitterer Noth, welches mein elterliches Haus zeigte, und vergessen Sie nicht, daß diese Noth meinen Vater in einen kalten, gleichgültigen Mann verwandelte, und ihn veranlaßte, Weib und Kind sich selber und ihrem Schicksale zu überlassen.

„Carl, ich verspreche Ihnen meine schwesterliche Freundschaft; allein reden Sie nicht mehr zu mir von Liebe. Ich habe keine Liebe zu vergeben, und bitte Sie, nur mit brüderlicher Zuneigung zu denken an

Gerda."

Am folgenden Morgen wurde Frau Sjöberg mit diesem Brief an Carl gesandt. Man wies sie in das Atelier, aber der junge Künstler war nicht dort, sondern der Professor, welcher den Brief annahm und ihn Herrn Gustafson zu übergeben versprach.

Frau Sjöberg sollte zwar den Brief keinem Andern als Carl aushändigen, aber sie glaubte doch denselben dem Professor anvertrauen zu können.

Schneider hatte nicht gefragt, von wem der Brief käme, aber beim ersten Blick auf die Adresse erkannt, daß er von Gerda sei.

Sobald Frau Sjöberg fortgegangen, versuchte der Professor den Inhalt des Briefes zu erforschen, ohne ihn zu erbrechen. Es war jedoch nicht möglich. Der Brief war mit Mundlack zugeklebt und ein Fingerhut darauf gedrückt.

Während Schneider die Aufschrift betrachtete, erinnerte er sich der Worte Strömberg's, daß Carl das Mädchen unterstütze, und nun erwachte in ihm Verdacht.

Wenn diese Behauptung wahr wäre, woher nahm Carl die Mittel? Es könnte ja möglich sein, er hätte von des Professors Modellen heimlich Copien genommen und dieselben verkauft. Vielleicht konnte der Brief darüber Aufschluß geben.

Schneider hatte nach dem Besuche bei Gerda viel an sie gedacht. Er wollte gern etwas für die Ausbildung ihres Talentes thun, aber Verschiedenes hielt ihn davon zurück, da er, nach seiner Lebens-

erfahrung, eine uneigennützige Freundschaft zwischen Carl und Gerda nicht begreifen konnte, sondern darin unedle Beweggründe erkannte. Vielleicht ärgerte es ihn auch, daß Carl eine so schöne Geliebte besitze. Genug, er glaubte für das junge Mädchen nichts thun zu können, falls sie wirklich mit seinem Eleven, wie Strömberg angedeutet, ein Liebesverhältniß habe, was der Professor, nachdem er sich von Gerda's Schönheit überzeugt, nunmehr als entschieden betrachtete.

„Allerdings interessire ich mich für jedes hoffnungsvolle Talent," dachte er, „aber dennoch möchte ich nicht die Geliebten meiner Eleven befördern. Ich muß also, ehe ich etwas thue, überlegen, und das nähere Verhältniß der jungen Leute kennen lernen."

Der Brief setzte Schneider in den Stand, Alles, was er wünschte, zu erfahren.

Nachdem er die Oblate vorsichtig angefeuchtet, glückte es ihm, den Brief zu öffnen und wieder zu schließen, ohne daß Carl es merken konnte. Als er auf diese Weise den Inhalt gelesen, murmelte er:

„Das ist ein Teufelsmädchen, das sich so gewählt auszudrücken versteht, obgleich sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre Nähterin gewesen. Unbegreiflich!

Die Noth bricht Eisen, sieht man. Sie scheint so reich begabt zu sein, daß . . ."

Der Professor unterbrach sich hier, legte den Brief auf das Piedestal von Carl's Modell und entfernte sich.

Am folgenden Tage kam Carl nicht in's Atelier, und als er auch gegen Mittag nicht erschien, schickte der Professor nach ihm, um zu erfahren, ob er zu Hause sei.

Er befand sich unwohl und lag im Bette. Nach zwei Tagen hatte sich die Krankheit in dem Maße entwickelt, daß er auf seinen eigenen Wunsch in's Krankenhaus gebracht werden mußte. Wahrscheinlich hatte er sich durch Erkältung oder heftige Gemüthsbewegung eine Lungenentzündung zugezogen.

Carl gehörte zu jenen Menschen, welche, obgleich mit gesundem Körper ausgerüstet, doch durch ihr sanguinisches Temperament und eine ungewöhnliche Erregbarkeit des Blutes große Anlagen zu entzündlichen Krankheiten besitzen.

Drei Tage waren verflossen, seitdem Gerda ihren Brief abgesandt und nichts von Carl vernommen hatte.

Das junge Mädchen war in großer Unruhe. Ihre lebhafte Einbildung spiegelte ihr tausend schauerliche Scenen vor, welche ihre abschlägige Antwort für Carl hervorgerufen haben konnte.

Vielleicht hat er in Verzweiflung sich ein Leid angethan; vielleicht ist er abgereist, um niemals zurückzukehren; vielleicht hat er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt und dergleichen.

Als der dritte Tag zu Ende war, ohne eine Nachricht zu haben, beschloß Gerda, am folgenden Morgen zu Niklas zu gehen, um von ihm zu erfahren, wie es mit Carl stände. In demselben Augenblick brachte Frau Sjöberg eine Caraffe mit Wasser herein. Die Frau sah unglücklich aus, blinzelte unaufhörlich mit den Augen und machte eine Bewegung mit dem Kopfe in der Richtung der Küche hin.

Gerda merkte, daß sie etwas zu sagen habe, was die Mutter nicht beunruhigen solle.

Als Frau Sjöberg das Bett gemacht, legte Gerda ihre Arbeit fort und ging in die Küche hinaus. Die Frau folgte ihr.

„Herr, Du mein himmlischer Vater! Liebes Fräulein, dem jungen Gustafson geht es schlecht," äußerte die Frau Sjöberg.

„Was ist ihm denn begegnet?" fragte Gerda, und wurde so bleich, als wenn sie ohnmächtig werden wollte.

Als Gerda sich erholt, hub die Frau wieder an: „Er liegt im Spital."

Im Spital? — und weshalb?"

„Er wurde heute Morgen dahin gebracht, und es ist nicht viel Hoffnung; man glaubt, daß er sterben wird, denn er soll an der Lunge leiden. Er erkrankte seit dem Tage, an welchem ich ihm den Brief brachte, und Sie können nicht glauben, Fräulein Gerda, wie sein Bruder sich dieses zu Herzen genommen hat. Dieser war eben hier und sagte, ich sollte es Ihnen mittheilen, er will morgen wiederkommen, um mit Ihnen zu sprechen."

Gerda konnte sich nicht von dem Gedanken trennen, daß der Brief die Ursache zu Carl's Krankheit sei, und sie fühlte sich so beklommen, daß sie in Thränen hätte ausbrechen mögen.

„Es thut Ihrem Herzen weh, Fräulein Ahrnell," äußerte die Frau, „und wahrlich, einen besseren

Menschen, als den jungen Gustafsson, werden Sie so leicht nicht finden. Er ist immer so gut und so bescheiden gewesen. Sie können nicht glauben, Fräulein, wie schön er vergangenen Sonntag sprach, als er von seinem Bruder kam, wo die boshafte Stine über Sie und Ihren Vater Verschiedenes geäußert hatte. Wissen Sie, was Herr Gustafsson zu mir sagte? Frau Sjöberg, sagte er, Sie sind eine zu vernünftige Frau, um den Geschichten meiner Schwester Stine Glauben beizumessen. Ich kenne Ahrnell's schon lange Zeit, sagte er, und weiß, daß Stine's Geschwätz Unwahrheit ist. Deshalb müssen Sie nicht nachsagen, was Sie gehört; das müssen Sie mir versprechen. Ich versprach es, und ich werde nicht erzählen, was Stine gesagt, daß Ihr Vater, Fräulein, abgereist sei, weil er gestohlen, und beim Morde des Kämmerers Hengel mit jenem Seemann im Complott gewesen sei. Nein, daran glaube ich nicht, und wenn ich es thäte, so würde ich nicht davon erzählen, weil ich von Ihnen, Fräulein, und von Herrn Gustafsson so viel halte."

„Der Väter Missethat straft sich an den Kindern," dachte Gerda, und beugte ihren Kopf, als wenn sie von den Worten der Frau niedergedrückt

wäre. Sie hatte nicht Kraft, die Frau um Schweigen zu bitten; sie hatte nicht den Muth, noch mehr zu hören, weshalb sie sich langsam von der Sprechenden abwandte und sich der Thür näherte.

„Ach! das geht nicht, theuerstes Fräulein, daß Sie mit einem so todesbleichen Gesicht zu Ihrer Mutter eintreten. Dieselbe könnte dadurch so erschreckt werden, daß sie den größten Nachtheil davon haben würde. Sie müssen sich das nicht so zu Herzen nehmen, denn es ist noch immer möglich, daß er wieder gesund wird. Der liebe Gott kann Vieles thun, was wir arme Sünder nicht voraussehen, und der Arzt kann doch nicht über Leben und Tod bestimmen. Trinken Sie ein Glas Wasser und reiben Sie sich das Gesicht mit den Händen, damit Sie nicht so schrecklich blaß aussehen. Ich werde morgen nach dem Hospital gehen und mich erkundigen, wie es geht."

Als Gerda das ihr gereichte Glas Wasser geleert, fing die geschwätzige Frau wieder an:

„Um nun von etwas Anderem zu reden, kann ich Ihnen erzählen, daß auch Herr Strömberg, bei dem Sie gewesen, vorigen Sonntag Abends so schwer erkrankte, daß er phantasirt, und die Köchin erzählt,

drei Männer hätten bei ihm Wache halten müssen. Er soll nach einer Unterredung mit einem Handwerker krank geworden sein; da er aber reich ist, stehen ihm alle Mittel zu Gebote. Doch, was höre ich? Es scheint, als ob Jemand im Zimmer niedergefallen wäre."

Gerda und Frau Sjöberg eilten in's Zimmer.

Marianne lag auf dem Fußboden; sie hatte abermals einen Schlaganfall bekommen.

Die Ereignisse greifen zuweilen in die Saiten der menschlichen Seele so stark ein, daß diese zerreißen. So schien es auch jetzt. Hätte Gerda nicht einen so stählernen Charakter gehabt, so würde sie wahrscheinlich diesen neuen Prüfungen erlegen sein.

Tage und Wochen folgten jetzt, in denen die Krankheit der Mutter Gerda nur wenige Stunden zur Arbeit übrig ließ. Um die Noth abzuhalten, arbeitete Gerda während der Nächte; sie mußte die Zeit nachholen, die sie am Tage versäumte.

Professor Schneider war, nach der Erkrankung der Mutter, mit dem neuen Manuscript bei Ahrnell's gewesen. Da er aber Eile hatte und Gerda an's Krankenbett der Mutter gefesselt war, so konnte sie

die Arbeit nicht übernehmen, und auch nicht einen Theil derselben zu einer bestimmten Zeit liefern.

Der Professor wollte eine Reise nach Kopenhagen machen und hatte zu dem Zwecke noch Vieles zu bedenken. Deshalb schenkte er Gerda keine weitere Aufmerksamkeit, sondern sagte ihr nur, daß sie auf Arbeit rechnen könne, sobald die Mutter wieder genesen.

Die wenigen Kleider und Effekten Gerda's, welche irgend einen Werth hatten, mußten jetzt verkauft oder verpfändet werden, und doch wollte es nicht ausreichen. Ohne Arbeit, ohne Zeit sich Arbeit zu suchen, mit einer kranken Mutter, welche mehr Kosten als eine gesunde verursachte, war Gerda fast der Verzweiflung nahe. Mit Schrecken erkannte sie, daß sie auf den Rath ihrer Nachbarn die kranke Mutter in's Krankenhaus bringen müsse, um sie von dem Elende zu befreien, welches sie heimgesucht. Gerda konnte sich jedoch noch nicht dazu entschließen und wollte erst mit Niklas sprechen, dem Einzigen, welcher nach Carl's Erkrankung ihr Theilnahme bewies. Niklas pflegte, so lange Marianne krank lag, sich jeden Abend bei Gerda nach dem Befinden ihrer

Mutter zu erkundigen und ihr bei der Gelegenheit etwas über Carl mitzutheilen.

Als an einem Sonnabend-Abend Gerda ihr letztes Kleid veräußert, sprach sie mit Niklas über ihren Schmerz, daß sie nun ihre Mutter in's Krankenhaus bringen müsse. Gerda weinte bitterlich bei dem bloßen Gedanken, daß die schwer geprüfte Mutter nicht in ihrer eigenen kleinen Wohnung sterben könne.

„Haben Sie mit dem Doctor darüber gesprochen?“ fragte Niklas.

„Nein, das habe ich nicht, weil ich, so lange ich es vermochte, dagegen ankämpfen wollte, daß meine arme Mutter von hier fortgebracht wird.“

„Dann können wir ja noch ein wenig warten,“ meinte Niklas etwas verlegen, „und wenn Sie es nicht übel nehmen, so könnte ich Ihnen vielleicht nützlich sein. Zunächst will ich Ihnen gern fünfundzwanzig Thaler leihen und Ihnen auch Arbeit verschaffen, wenn Sie geneigt sind, Schuhe einzufassen. Dadurch könnten Sie von mir und anderen Schuhmachern Beschäftigung erhalten. Wenn Sie dann Frau Sjöberg etwas mehr Wochenlohn zahlen, so kann sie Ihnen helfen und Sie brauchen die Mutter nicht in's Krankenhaus zu schicken. Von mir können

Sie das Darlehn getrost annehmen, da es ehrlich erworbenes Geld ist. Wenn Ihre Mutter und Carl wieder gesund sind, so wird es mir eine große Freude bereiten, wenn Sie meiner und Louisens Hochzeit beiwohnten.“

So wurde Gerda durch ein Kind der Arbeit, wie sie es selbst war, aus augenblicklicher Noth gerettet. Sie hatte vollauf zu thun mit dem Schuheinfassen, und durch das von Niklas vorgestreckte Darlehn hoffte sie auf's Neue die kranke Mutter pflegen zu können.

Carl war indessen genesen und wurde Ende Mai aus dem Krankenhause entlassen. Auch für ihn war diese Zeit recht traurig gewesen. Er mußte als Reconvalescent sich einige Wochen beim Bruder aufhalten, weil er noch nicht arbeiten durfte. Sobald er sich wieder so stark fühlte, um Treppen hinaufsteigen zu können, begab er sich zu Gerda.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen. Die Vögel sangen ihre Frühlingslieder in den Bäumen auf dem Mosesberge, und alle Inseln Stockholms prangten in ihrem grünen Schmucke, umsäumt von der blauen Fluth. Die Glocken der Stadt hatten eben aufgehört, zum Gottesdienste zu rufen, als Carl

in die kleine Wohnung eintreten wollte, wo er so glückliche Stunden verlebt und wo, seit er zuletzt die Schwelle derselben betreten, sich soviel bitteres Leid zugetragen hatte. Drinnen herrschte Grabesstille. Carl öffnete sacht die Thür und trat ein. Ein paar Minuten stand er wie vom Blitz getroffen und sah starr auf das Gemälde, welches das Zimmer darbot.

Im Bette ruhte Marianne, unbeweglich, bleich und kalt, den Todeskuß auf ihren Lippen; vor dem Bette, auf den Boden hingestreckt, lag Gerda, eben so unbeweglich wie die Mutter. Es sah aus, als wenn sie niedergestürzt und den letzten Seufzer gleichzeitig mit Derjenigen ausgehaucht habe, die ihr das Leben gegeben.

Als Carl eine Zeitlang mit entsetzten Blicken die scheinbar todten Frauen angestarrt hatte, knieete er an Gerda's Seite nieder und versuchte sie zur Besinnung zurückzurufen. Ein Schmerzensseufzer gab zu erkennen, daß Gerda zum Bewußtsein zurückgekehrt sei. Der erste Blick, als ihr Auge sich öffnete, fiel auf Carl und der nächste auf das Todtenantlitz der Mutter und ein Thränenstrom floß über ihre Wangen.

Wir wollen uns nicht bei der Scene aufhalten,

welche nun folgte. Der Schmerz wie die Freude, welche vom Herzen ausgehen, lassen sich nicht schildern.

Zwei Tage darauf, nachdem Frau Ahrnell ein Leben geendet, welches eine ununterbrochene Kette von Arbeit und Entbehrungen gewesen, trat Carl nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder in's Atelier und wurde von seinen Kameraden mit einem herzlichen Willkommen begrüßt. Sein bleiches und abgezehrtes Aussehen, sein matter und trüber Blick, so ungleich dem früheren Ausdruck seines Auges, deuteten an, daß diese zwei Monate reich an physischen und moralischen Leiden gewesen.

Man theilte ihm mit, daß der Professor von einer mehrwöchentlichen Reise erst gestern Abend zurückgekehrt sei, zuerst nach Carl gefragt und sich sehr darüber gefreut habe, daß derselbe aus dem Spital entlassen und sich bei seinem Bruder aufhalte. Er hatte auch zu einem der Eleven geäußert, daß er sich gegrämt haben würde, wenn ein so hoffnungsvoller Künstler vor der völligen Entwickelung seines Talents mit Tode abgegangen wäre.

„Es kam mir so vor," äußerte der älteste der Eleven, „als wenn der Professor Dir eine frohe Botschaft zu verkünden hätte. Vielleicht hat er sich bemüht, Dir ein Reisestipendium zu verschaffen."

Carl hatte nicht Zeit, hierauf zu antworten. Die Thür ging auf und der Professor trat ein.

Er begrüßte die Eleven flüchtig und ging direct auf Carl zu.

„Wie Sie sich verändert haben, mein lieber Gustafson, man könnte glauben, Sie hätten im Grabe gelegen," sagte der Professor. „Ich glaube nicht, daß die Luft hier im Atelier gesund ist, Sie müssen sich nach dem Aufenthalte im Krankenhause mehr in der freien Luft bewegen. Wie geht es Fräulein Ahrnell? Ist ihre Mutter wieder gesund, die bei meiner Abreise krank war?"

„Sie ist todt!" antwortete Carl.

„Um so besser für die Tochter. Nun steht ihr eine schöne Zukunft bevor. Wann starb die Mutter?"

„Gestern."

„Gestern? Sie ist also noch nicht begraben?"

„Die Beerdigung findet Sonnabend statt."

„Dann lohnt es sich nicht, bis dahin mit Gerda zu sprechen."

Der Professor fügte noch einige Worte hinzu, daß Carl noch nicht in Marmor arbeiten sollte, und lud ihn zu Mittag ein, wo sie noch Verschiedenes besprechen wollten. Dann entfernte er sich.

In einem Winkel des Katharinenkirchhofes war ein anspruchsloses Grab aufgeworfen, worin der Staub Marianne Ahrnell's getragen wurde. Die ganze Procession bestand aus dem Prediger, Carl und Niklas Gustafson und dem Küster. Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde und der Prediger die üblichen Gebete sprach, blieb ein Mann, der über den Friedhof gehen wollte, stehen und wohnte der Beerdigung bei.

Sein Aussehen war bleich, als wenn er lange krank gewesen, der Ausdruck seiner Züge war hart und seine Kleidung zeugte, daß er den besseren Ständen angehöre. Nach der Beerdigung wandte er sich an eine Frau, welche in der Nähe stand, und fragte:

„Wer wurde da begraben?“

„Ach, so viel ich weiß, Frau Ahrnell mit dem Holzfuße, die in der Habichtsgasse wohnte. Dieselbe ernährte sich mit Nähen und konnte seit einem halben Jahre nicht mehr arbeiten, denn sie war gelähmt.“

Der Mann entfernte sich, indem er murmelte:

„Die Mutter todt, und das Mädchen allein in der Welt. Ich möchte wissen, wie sie jetzt ihr Leben einzurichten gedenkt.“

Es war Strömberg. Derselbe begab sich zur

nördlichen Friedhofspforte und stieg dort in seine Equipage, indem er dachte:

„Vielleicht ist jetzt der Augenblick gekommen, wo Gerda den Werth und Vorzug des Reichthums schätzen lernen wird. — Noch einmal will ich mit ihr sprechen; denn sie zu vergessen ist mir unmöglich. Es sieht so aus, als wenn die Tochter den Vater rächen wollte."

„Nun dürfte die rechte Zeit gekommen sein, wo das junge Mädchen ihre Künstlerbahn betreten kann," dachte in demselben Augenblicke Professor Schneider, und entfernte sich vom Friedhofe durch die entgegengesetzte Pforte. Auch er war durch die Beerdigung aufgehalten worden, als er über den Friedhof gehen wollte. „Morgen," fügte er hinzu, „werde ich an die Sache denken."

Der folgende Morgen war der erste Juni. Der Sommermonat hatte mit Sonnenschein und klarem Himmel begonnen. Die Luft war warm und der Wind wiegte sich still in den Kelchen der Blumen.

In der kleinen Wohnung der Habichtsgasse, wo Gerda bald neun Jahre lang gewohnt hatte, saß sie jetzt ganz allein. Sie arbeitete nicht, sondern hatte an dem geöffneten Fenster Platz genommen, den Kopf auf die Hand gestützt und das Auge zum Himmel gerichtet.

Es lag über dem ganzen Wesen des jungen Mädchens das Gepräge einer peinlichen Niedergeschlagenheit. Sie schien in ihrem Schmerze gegen Alles gleichgültig geworden zu sein, und ihr matter Blick verrieth, daß sie sich verlassen und kaum zur Arbeit fähig fühlte.

Es war Montag, und die sonst so fleißige Gerda nahm noch keine Arbeit vor. Sie war in traurige Träumerei versunken.

Als sich die Thür öffnete, wandte Gerda sich um. Es war Carl, welcher eintrat. Sie reichte ihm schweigend die Hand. Seine Wangen waren weniger bleich, als kurz nach seiner Krankheit, und seine leuchtenden Augen hatten wieder den früheren vertrauensvollen Ausdruck.

„Ich komme, um Ihnen auf ein oder zwei Jahre Lebewohl zu sagen, und werde binnen zwei Tagen nach Italien abreisen," sagte er und hielt ihre Hand in der seinigen.

„Also auch Sie verlassen mich," flüsterte Gerda. „Nun gut, dann bleibe ich ganz allein, allein mit meinem Schmerz, mit meiner Sehnsucht, allein mit dieser schrecklichen Leere, wodurch das Leben mir wie ein Grab erscheint."

„Ist es wohl recht, so zu denken?“ fiel Carl ein. „Wir dürfen uns nicht so unserem Schmerze hingeben, daß wir darüber den Werth des Lebens vergessen.“

„Sagen Sie mir, kann das Leben noch einen Werth für mich haben, da ich so allein stehe, ohne irgend ein Wesen um mich, das ich liebe? So lange meine Mutter lebte, war mein Leben unentbehrlich für sie. Ich arbeitete für meine Mutter und meine Arbeit war mir lieb, weil sie ein Segen für meine Mutter war. Wenn ich von der Arbeit ausruhte, begegnete ich dem liebevollen Blicke meiner Mutter und dann war ich belohnt für alle Entbehrungen und Kämpfe. Für wen soll ich jetzt arbeiten? Wen erfreut meine Arbeit? Wer theilt meine Freude oder meinen Schmerz? Niemand. Ach, es liegt etwas Bitteres darin, so allein zu stehen, und es scheint mir, als ob ich meine frühere Zufriedenheit und Thätigkeit nie wiedergewinnen könnte. Wer kümmert sich darum, wenn ich in meiner Einsamkeit Hungers sterbe?“

„Es thut mir weh, Sie so reden zu hören, Gerda, denn Ihre Worte sind egoistisch,“ sagte Carl. „Wenn wir Alle so denken würden, wenn der Schmerz uns trifft, wie würde es dann in der Welt aussehen?

Was würde dann aus mir werden? Auch ich habe einen großen Verlust gehabt; den Verlust meiner schönsten Hoffnungen und liebsten Wünsche, und dennoch würde ich es für eine Versündigung gegen Gott halten, wenn ich mich der Muthlosigkeit überließe. Als ich ein Kind war und Stine mich schlug, fühlte ich kaum den Schmerz, weil ich immer dachte: Wenn sie mich plagt, so habe ich noch Niklas, der mich liebt. Als Sie Ihre Hand von mir zogen, Gerda, dachte ich: Sie verschmähen meine Liebe; Arbeit und Kunst werden meine tröstenden Engel werden. Augenblicklich stehe ich eben so allein, wie Sie. Mein Bruder verheirathet sich und bedarf meiner nicht. Sie haben mich verstoßen, ich kann also nichts für Sie sein, und könnte wie Sie ausrufen: Was ist nun mein Leben werth? Aber ich thue es nicht, denn Eins ist mir noch übrig: die Arbeit. Arbeit, um mir das Leben werth zu machen; Arbeit, um meinen Beruf zu erfüllen; Arbeit, um meine Existenz zu haben, und Arbeit, um einst vor dem Richter da oben die Rechenschaft ablegen zu können: Du gabst dem Menschen eine Losung für das Leben, es war Arbeit, ich habe Dir nach bestem Vermögen zu gehorchen gestrebt und hoffe nun auf Dein Erbarmen mit meiner Unvoll-

kommenheit, falls ich den mir auferlegten Pflichten nicht entsprochen habe. Die Arbeit ist das Leben, und wer nicht arbeitet, ist ein Selbstmörder, ein Verbrecher gegen Gott. Wer das Leben leer, bitter und schwer findet, hat ja die Arbeit. Wer trauert, findet in derselben seinen Trost; wer verzweifelt, hat darin seine Hoffnung und seine Freude. Sie klagen darüber, einsam zu stehen. Ach, wie manchmal haben Sie sich mit der Angst gequält, Ihre Mutter nicht gegen Armuth schützen zu können. Sie mußte sterben, ohne Etwas zu entbehren; sterben, umgeben von Ihrer Zärtlichkeit; sterben, ohne daß die Noth ihr entgegengrinste, und Sie — Sie können zu ihrem Grabe gehen und sagen: Daß Sie Ihre Mutter vor Mangel bewahrt und ihr die letzten Stunden versüßt haben. Müssen Sie dafür nicht Gott danken? Müssen Sie nicht zufrieden sein, daß Ihre Mutter hinübergehen konnte, ohne daß das wechselvolle Leben ihr denselben bitteren Kelch reichte, welchen sie schon einmal geleert? Sie hatte genug gekämpft und verdient die Ruhe. Sie müssen nun mit jugendlicher Kraft in Ihr eigenes Geschick eingreifen und demselben die gewünschte Gestalt geben, da Sie frei stehen und nur an sich selbst denken können. Sie sind der Vorsehung, die Sie

gnädig beschützt hat, es schuldig, durch gute Anwendung Ihrer Talente sich der Gnade würdig zu machen. Ach, verzeihen Sie mir, daß ich so zu Ihnen spreche, aber ich möchte von Ihnen scheiden und die Gewißheit mitnehmen, daß Sie mit Seelenstärke Ihren Schmerz ertragen und den Grund zu legen anfangen, auf welchem Sie Ihre neue Zukunft aufrichten wollen. Sie wissen, daß jedes Wort meiner Lippen von der größten Zuneigung dictirt worden, und wenn Sie meinen Worten folgen, so werden Sie eine Gleichgültigkeit ablegen, die Ihrer unwürdig ist."

„Ja, ich werde es versuchen," flüsterte Gerda, auf welche die Worte des jungen Künstlers einen ergreifenden Eindruck machten.

„Und es wird Ihnen gelingen, davon bin ich überzeugt."

Gerda lächelte dem jungen Manne zu, welcher in diesem Augenblick sich selbst vergaß, während er die Energie ihrer Seele wieder zu beleben suchte.

„Ich habe einen Auftrag an Sie," hub Carl nach kurzem Schweigen wieder an, „und wenn Sie noch einmal die Arbeit zu Ihrer Begleiterin annehmen wollen, so wird dieselbe Sie zum Ruhm und

Ansehen führen. Wollen Sie diese Vortheile durch Ihre eigene Kraft gewinnen?"

„Das will ich."

„In diesem Falle hat der Professor mich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß sie alle Vormittage von dem Herrn Portraitmaler W. unentgeldlich Unterricht erhalten und sich zu einer tüchtigen Portraitmalerin ausbilden können. Auch sollen Sie durch Empfehlungen des Bankkommissairs X. von einem Distriktsrichter Etwas zum Abschreiben erhalten, wodurch Sie sich in den Vormittagstunden ein, wenn auch karges Auskommen erwerben, bis Sie als Künstlerin Ihren Unterhalt gewinnen. Auch der Professor hat noch eine Arbeit zum Reinschreiben, so daß Sie wegen Ihrer Existenz nicht besorgt zu sein brauchen. Nun, theure geliebte Gerda, hängt Alles von Ihnen ab, und beim Scheiden von Ihnen nehme ich für die weite Reise den Trost mit, daß Sie . . ."

„Daß ich ein Kind der Arbeit bleibe," fiel Gerda ein und reichte ihm die Hand. „Haben Sie Dank für Alles, was Sie mir gesagt, wenn wir einander wiedersehen, so werden Sie keine Ursache haben, mit mir unzufrieden zu sein."

„Mit Ihnen unzufrieden?" flüsterte Carl, drückte

ihre Hand an seine Lippen und stammelte einen stillen Segen über Gerda, die er in diesem Augenblicke mehr als je liebte.

Er ging.

Wie ganz anders werden sich wohl die Verhältnisse gestalten, wenn sie sich einander wieder begegnen.

Als Carl die drei Treppen hinunterstieg, war es ihm, als wenn er auf immer Allem Lebewohl sagte, was er im Leben Glück und Freude nennen konnte. Es war ihm, als wenn er sein Herz zurückgelassen und von dessen Freuden und Schmerzen nie mehr eine belebende Wärme empfinden sollte.

Ehre und Unabhängigkeit, Arbeit und Liebe zur Kunst waren ihm in diesem Augenblicke kalt und trocken.

Sein Weg führte zu Schneiders Wohnung.

Als er in den Thorweg trat, wurde er von einer ungewöhnlichen Bewegung überrascht. Es gingen Männer aus und ein, welche Reisekoffer und dergleichen trugen. Er fragte den Portier, ob der Professor Besuch empfangen, und erhielt zur Antwort, daß Fräulein Hjort und Sylvia angekommen seien.

Carl's Herz schlug freudig erregt, Edith noch

vor seiner Abreise wiedersehen zu können. Er eilte die Treppe hinauf und trat in's Zimmer.

Mitten in demselben stand ein junges schlankes Mädchen, noch ein Kind, und blickte Carl an.

Der junge Künstler schien von ihrem Anblick geblendet, trat ihr näher und verbeugte sich mit den Worten:

„Sylvia, mein schönes Ideal!“ —

Dachte Carl in diesem Augenblicke wohl, daß sein Herz bei Gerda zurückgeblieben?

Wir können die Frage nicht beantworten.

Ende des zweiten Bandes.

Schwarz, Marie Sophie

Die Kinder der Arbeit Roman von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen

Bd.: 2

Berlin 1865